-460-

Schillerhäuſer.

1925 : 45

Von

Joſef Rank.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1856.

Inhaltsverzeichniß.

	Seite
Vorbemerkung	V
1. Schiller's Geburtshaus zu Marbach. (In Schwaben)	1
2. Schiller's Versteck zu Oggersheim. (Bei Mannheim)	10
3. Schiller's Zufluchtsstätte in Bauerbach (Bei Meiningen)	15
4. Das Schillerhaus zu Gohlis. (Bei Leipzig)	35
5. Das Erinnerungshaus an Schiller zu Loschwitz. (Bei Dresden)	52
6. Die Schillerstätten in Volkstädt und Rudolstadt	86
7. Schiller's Gartenhaus in Jena	120
8. Schiller's Haus zu Weimar	161

Vorbemerkung.

Schiller's Perſönlichkeit hat die Eigenſchaft mythiſch gewordener Heroen angenommen; je weiter ſein Erdendaſein in das Dunkel der Vergangenheit zurücktritt, deſto leuchtender ragt ſeine Geſtalt als Weſen höherer Art in die Gegenwart herein.

Ein ſprechender Beweis, wie ſehr der Geiſt dieſes Dichters noch immer der Lieblingsinhalt deutſcher Denk- und Fühlweiſe geblieben, iſt die fortwährende unüberſehbare Verbreitung ſeiner Werke und das andächtige Intereſſe, mit welchem ſelbſt die geringfügigſten Reliquien aus ſeinem Leben aufbewahrt werden.

Während eine politiſche Partei und eine literariſch-vornehmelnde Schule ſich angelegen ſein laſſen, Schiller's Anſehen als ein ſinkendes darzuſtellen, gibt das deutſche Volk von Tag zu Tag lauter zu erkennen, daß der große Dichter ſeinem Herzen immer theurer werde. Mit wahrhaft kindlicher Sorgfalt geht es den Spuren ſeines Lebens nach und bezeichnet mit Verehrung die Stellen, welche der gewaltige Meiſter dichtend oder mit dem Ungemach des Lebens ringend einſt betreten.

Namentlich ſind es die „Schillerhäuſer", welche ſich einer wachſenden Aufmerkſamkeit erfreuen; gleichſam betroffen über die Unterlaſſungen der Väter beeilen die Nachkommen ſich jetzt, die Wohnungen des Dichters durch Feſte und Gedenktafeln auszuzeichnen. Und dies mit Recht. Denn gerade bei Schiller haftet an dieſen Stätten ein ſichtbares Stück Leben; wer dieſe Stätten der Reihe nach geſehen hat, darf ſagen, einen

erschütternden Aufschluß mehr über die ebenso beschwerliche als bedeutungsvolle Laufbahn des Dichters erhalten zu haben.

In diesem Sinne hielt ich es für zeitgemäß, die folgende kleine Galerie von „Schillerhäusern" aufzustellen. Ich war dabei bestrebt, die Oertlichkeiten, wie sie gegenwärtig noch gefunden werden, so anschaulich als möglich zu schildern und diesen Schilderungen die Umrisse aus den bezüglichen Lebensperioden des Dichters beizufügen. Daß es hierbei nicht auf neue Entdeckungen, sondern nur auf zweckdienliche Benutzung schon bekannter Thatsachen ankam, bedarf wol keiner Erwähnung.

Alle hier aufgeführten „Schillerhäuser" sind als solche von den Reisenden gekannt und besucht. Eine mehr oder weniger bedeutsame Periode aus Schiller's Leben, eine öffentliche Feierlichkeit oder Gedenktafel, auch wol blos die stille Pietät, welche ein Zimmer in dem ursprünglichen Zustande, wie es der Dichter bewohnt, zu erhalten bestrebt ist, schienen uns allein zur obigen Bezeichnung zu berechtigen. Es konnten daher jene Wohnungen, welche Schiller in Stuttgart, Manheim, Leipzig u. s. w. flüchtig bewohnte, nicht aufgenommen werden; sie sind bisher den Einheimischen wie Fremden theils unbekannt geblieben, theils haben sie jede besondere Beachtung verloren. Auch die Gebäude der Karlsschule auf der Solitüde und in Stuttgart gehören als Theile von Hofgebäuden begreiflicherweise nicht in die Kategorie von „Schillerhäusern", so anziehend auch die Thatsachen aus Schiller's Leben sind, welche sich daran knüpfen.

Und so möge denn dies Büchlein den andächtigen Wanderern zu den geweihten Arbeits- und Leidensstätten unsers großen Dichter-Propheten ein willkommener Führer sein!

Weimar.

Josef Rank.

1.

Schiller's Geburtshaus zu Marbach.

(In Schwaben.)

Das ſchwäbiſche Städtchen Marbach, Schiller's Geburtsort, liegt am erhöhten rechten Ufer des Neckar, nicht weit von Ludwigsburg, in einer anmuthigen Gegend; es beſteht eigentlich nur aus einer Hauptſtraße, die außer einer ungewöhnlichen Anzahl von Gaſthausſchildern nichts Beſonderes bietet. Marbach würde ſonach nur wenige Reiſende anziehen, ſtände nicht da unten, ſüdöſtlich von der Hauptſtraße, auf einem kleinen Brunnenplatze ein Haus, aus welchem einer der größten Geiſter und Lieblinge der deutſchen Nation hervorgegangen iſt.

Das Herz pocht Einem unwillkürlich, wenn man von der Hauptſtraße in ein Nebengäßchen einlenkt, um den kleinen Platz und Schiller's Wiege aufzuſuchen. Denn wir ſind bei dem Gedanken an dieſen ſo gewaltigen und immer nach Großem zielenden Geiſte ſo ſehr gewöhnt, Alles was auf ihn Bezug hat, groß und bedeutend zu wähnen, daß wir ſelbſt von ſeinem Geburtshauſe einen ſeltenen Eindruck erwarten.

Wie anders aber ſoll es kommen!

Wir können uns einer ſeltſamen Erſchütterung kaum erwehren, wenn wir auf einmal vor einem Häuschen ſtehen,

so klein, so schlicht, ja so ärmlich als möglich und dabei erfahren: hier sei der erhabene Denker und Dichter Schiller geboren!

Man bleibt stehen und sieht beklommen eine Weile hin. Der Brunnen rauscht eintönig weiter, ab- und zugehende Wasserträgerinnen beschauen sich den Fremden, hier und dort öffnet sich ein Fenster und ein neugieriges Gesicht blickt heraus.

Schiller's Geburtshaus ist von einem Bäcker bewohnt; dieses kündigt schon von weitem das Bret mit Broten vor einem der Fenster an. Die Straßenseite des Hauses hat zu ebener Erde und im ersten Stock nur je drei Fenster: grüne morsche Läden schließen die Fenster des ersten Stockes wie schläfrige Augenlider. Der Eingang in das Haus ist an der Südseite, der Blick des Fremden fällt, indem er sich der Thür nähert, auf allerlei Wirthschaftsgerümpel und alte Gebäulichkeiten.

Ich trat eines schönen Sommertags durch die niedere Hausthür in eine kleine verrauchte Vorhalle, Kinder sprangen und riefen da um eine kränkliche hagere Mutter, am Herde innerhalb eines Verschlags brannte ein bescheidenes Feuer und daneben holte der junge blühende Bäcker Brot aus dem Ofen, das er, unterstützt von einem Jungen, nach der Stube trug.

Dahin folgte ich ihm über zwei hölzerne Stufen, nachdem wir gegenseitig freundliche Grüße ausgetauscht.

Wie klein und drückend, wie rührend schlicht war nun dieses Stübchen wieder! Ein großer Kachelofen verengt den ohnehin so knapp zugemessenen Raum noch mehr: dazu kommt ein Treppenverschlag, Wandbänke und ein unverhältnißmäßig großer Tisch, sodaß wenig Raum zum Hin- und Herbewegen übrigbleibt. Als ich eintrat, lehnten auf den Wandbänken herum große Laibe Brot; eine Heerschar von Fliegen schwärmte in der geheizten Stube durcheinander. Ich fragte nach Re-

liquien und Merkwürdigkeiten des Hauſes; der Bäcker zeigte in der Stube herum und ſagte: „Ja, das iſt Alles.“ Dann legte er mir das „Schilleralbum“ auf den Tiſch, damit ich meinen Namen einzeichnen möge. Aus Schiller's Zeiten iſt auch kein Reſtchen Einrichtung mehr da. Eine kleine ſchwarze Büſte Schiller's ziert einen Wandwinkel der Stube; um das Poſtament derſelben iſt die Abſchrift eines längern Gedichts befeſtigt, welches unter andern beziehungsvollen Stellen auch die folgende enthält:

Deutſcher Barde, frei und groß,
Seltſam fiel dein Schickſalsloos,
Bald gelobt und bald getadelt
Und am End' auch noch geadelt:
Ach, vergib dem Vaterland,
Meiſter, ſeinen Unverſtand!

Rechts und links neben der Büſte hängen zwei fromme Bilder. Das auf der linken Seite ſtellt einen Jüngling am Scheidewege dar, der aus Matthäus VII, 13, 14 citirt: „Nicht der Weg, ſondern das Ende des Weges beſtimmt meine Wahl; wie ſchön und ehrenvoll wird ſich's oben ruhen!“ Das Bild rechts iſt eigentlich ein großes Wettrennen mit Hinderniſſen nach dem Paradieſe: „Des Chriſten Weg und Ziel“; der Text lautet: „Glaube, hoffe, dulde — am Ziele wird Er dich belohnen!“

Das Schilleralbum iſt ein Gedenkbuch für die Beſucher der theuern Stelle. Es wimmelt von Namen aller Stände; man ſieht, daß jeder Stand ſein Contingent Verehrer liefert. Nur Potentaten und Diplomaten fehlen; warum?

Dieſes Schilleralbum iſt übrigens ein wahres Kunterbunt von Sentimentalitäten, Gemüthsſprühungen, ungeſchickten Ci-

taten, Neckereien und Gedankenspänen. Ich konnte nicht umhin, einige derselben aufzuzeichnen. Sehr häufig sind Anspielungen auf Hütte und Palast, Reich und Arm und „daß ein Genie keiner goldenen Wiege bedürfe". So heißt es an zwei Stellen: „Zum großen Geist braucht es nicht des großen Vaterhauses, noch enger ist der Mutterschoos." Die meisten Einzeichnungen bestehen in der bloßen Angabe von Namen, des Standes und der Zeit der Anwesenheit; da ist es nun auffallend, wie sich oft unter einigen guten Versen ganze Gruppen von Namen drücken und drängen, als wolle jeder anzeigen, daß auch er für diese Inschrift mit „Gut und Blut" einstehe und mit ihr „stehe und falle". Unter den Versen:

Wir haben von unserm Glanz und Schimmer
Nichts als die Müh' und Schmerzen
Und Das, wofür wir uns halten im Herzen —

liefert der Andrang von Namen ein förmliches Gefecht; mancher Name muß sich genügen lassen, dem andern sozusagen nur unterm Arm hervorzugucken. Manche Inschrift wieder ist vor jedem Zudrang dadurch sicher, daß ihre Position eben uneinnehmbar dasteht. So gibt sich auch folgende Stelle:

Willst du treu dem Dichter sein,
So präge dir seine Gefühle ein —

mit der Unterschrift des Verfassers allein zufrieden. Herzensergießungen gar zu subjectiver, stammesbewußter Art theilen aus allgemein deutsch-patriotischen Gründen ein gleiches Schicksal; so die folgende Stelle: „Zum Volksredner bin ich nicht geboren, auch weiß ich nicht Reime zu schmieden; doch Schiller, dich weiß ich zu verehren, dieweil ein ehrlicher Schwabe ich bin." Ein Lächeln beschleicht uns, wenn wir zahllose Verse aus Schiller's Werken selbst ganz wunderlich eingezeichnet sehen.

Sie beziehen ſich meiſt auf Liebe, Freiheit, Glauben und Hoffen. Da ſeufzet Einer:

An der Quelle ſaß der Knabe,
Blumen wand er ſich zum Kranz...

Dort declamirt ein Anderer:

Religion des Kreuzes u. ſ. w....

Ein jungfräuliches Herz mit der Unterzeichnung N. N. ſchreibt:

O! daß ſie ewig grünen bliebe
Die erſte Zeit...

Wieder ein Anderer ſchwingt ſich alſo auf:

Wem der große Wurf gelungen,
Eines Freundes Freund zu ſein...

Und ein Fünfter, Sechster und Siebenter ſchreiben:

Denn wo das Milde mit dem Zarten —

oder:

Die Leidenſchaft flieht,
Die Liebe muß bleiben —

oder:

Ich habe gelebt und geliebet!...

Schelme gibt es überall, ſie fehlen auch hier nicht. Hart hinter manche einfache Inſchrift der Verehrung niſtet ſich hier und dort der Humor des Zufalls oder der Abſicht. So ſchrieb z. B. ein Herr L. B. aus Winnenden beſcheiden: „Auch ich verehre Schiller.“ Gleich ſetzt ein E. B. aus Winnenden darunter:

Und was kein Verſtand der Verſtändigen ſieht,
Das übt in Einfalt ein kindlich Gemüth...

An einer andern Stelle erglüht Einer folgendermaßen:

Wenn Schiller hoch am Firmament
Wie Mittagshitze brennt,
So werden „Kerner" selbst zu Spreu,
Der Dichterlinge Gras wird Heu,
Ja selbst der milde Goethe
Wird Schiller's Morgenröthe!
Jean Theophile Kleinknecht aus Brettach.

Sogleich findet sich eine „Bewundererin", die darunter schreibt:

Kleinknecht, du bist ein Engel!
Luise.

Jedennoch Luise bleibt in ihrer Zustimmungsfreude nicht allein, denn hinter ihr schwört ein Moritz Kirchler mit Nachdruck:

Du hast wahr geschrieben!

Natürlich muß Schiller auch der Gesinnung zum Ausdruck helfen; Einer schreibt:

Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte,
Drum gab er ihnen Speer und Spieß
Zu wahren ihre Rechte!

Auch sonst fehlt es nicht an sehr charakteristischen Einzeichnungen. Wer erkennt nicht mit zugemachten Augen den Commis-voyageur aus folgender Stelle: „Auch ich verehre Schiller, auf einer Geschäftsreise N. N."; — es fehlt nur noch das „Cito, Cito! coulant et réel!" Oder zweifelt wer, daß ein gewiegter Philolog der Thäter ist, wenn von milder Hand mit griechischen Buchstaben eine classische Stelle wundersamen Behagens voll niedergezeichnet wird?

Eine psychologische Merkwürdigkeit ist mir auch noch aufgefallen.

Es gibt nämlich Menſchen, die ſo weich und gebrochen und noch einmal gebrochen ſind, daß ihnen bei jeder geiſtigen Bethätigung anſtatt Gedanken nur Gefühle zur Verfügung ſtehen. So fand ich in dem Schilleralbum, das doch offenbar nur der Verehrung Schiller's gewidmet ſein kann, auch folgende Stelle:

O Tochtermann Walther, warum ſo ſchnell deinen Tod?
Das weiß Niemand als der allwiſſende Gott!
Rothgerber her von Winnenden.

Das iſt wahrſcheinlich ein alter gebeugter Mann, dem über einen nahen Verluſt noch warm die Thränen über die Backen liefen, obwol er vielleicht eine „Zerſtreuungsreiſe" angetreten hatte.

Und ſo wimmelt es noch von ſo manchen wohl- und weh gemeinten Sprüchen. Auch viele ſehr würdige Worte von Engländern und Franzoſen finden wir in dieſem Album. Dem vielen abgedroſchenen und kindiſchen Unweſen, welches ſonſt darin vertreten iſt, macht ein ſchalkhafter Verſekünſtler den Proceß, indem er ſchreibt:

Und was das Beſte iſt dabei,
Der Todte braucht die Verſelei,
Die ihn ſoll ehren, nicht zu leſen!...

In dem eben geſchilderten Hauſe zu Marbach nun wurde Schiller am 10. (nach Guſtav Schwab am 11.) November 1759 geboren.

Der Vater betete nach des Sohnes Geburt zu dem Weſen aller Weſen, auf daß es demſelben zulegen möchte an Geiſtesſtärke, was er aus Mangel an Unterricht im Vaterhauſe nicht erlangen könnte — und das Gebet des Vaters wurde erhört.

Aber nur die vier ersten Jahre seiner Jugend brachte Schiller in diesem Hause zu, welches seinen Großältern gehörte. Bis zum Eintritt in die Karlsschule lebte er dann mit seinen Aeltern theils in Lorch und theils in Ludwigsburg; aber das Geburtshaus in Marbach blieb auch hier stets ein Ziel der Sehnsucht für den Knaben Schiller. Gewöhnlich geschahen Besuche daselbst an Sonntag-Nachmittagen in Gesellschaft seiner anspruchslosen frommen Mutter und seiner Schwester. Die Mutter pflegte dann ihren Kindern das Evangelium, über welches am Vormittage gepredigt worden war, auszulegen. Einst, am Ostermorgen, sprach sie über Christus, wie er in Begleitung zweier Jünger nach Emaus wanderte, so erbaulich, daß in beiden Geschwistern die Rührung sich in heißen Thränen Luft machte.

Schiller war ursprünglich ein sehr zartes Kind. Die gewöhnlichen Kinderkrankheiten griffen seinen Körper hart an und er litt oft von krampfhaften Zufällen, die jedoch seine gute Natur bald überwand. Schon im vierten Jahre war er auf Alles aufmerksam, was der Vater im Familienkreise vorlas und unerschöpflich in Fragen, bis er den Inhalt recht erfaßt. Am liebsten hörte er zu, wenn der Vater Stellen aus der Bibel vorlas; zum Morgen- und Abendgebet, das der Vater im Kreise der Seinen sprach, eilte er von seinen liebsten Spielen herbei.

Seine ältere Schwester, die er immer besonders werth hielt, gedenkt aus jenen Tagen:

„Es war ein rührender Anblick, den Ausdruck der Andacht auf dem lieblichen Kindergesicht zu sehen. Die frommen blauen Augen gen Himmel gerichtet, das lichtgelbe Haar, das die helle Stirn umwallte und die kleinen mit Inbrunst gefalteten Hände gaben das Ansehen eines Engelköpfchens. Seine Folgsamkeit und sein natürlich zarter Sinn für alles Gute

und Schöne zogen unwillkürlich an. Immer liebreich gegen seine Geschwister und Gespielen, immer bereit, ihre Fehler zu entschuldigen, ward er Aller Liebling..."

Nach Marbach waren Cannstadt und Ludwigsburg die flüchtigen Aufenthaltsorte der Schiller'schen Familie; hierauf zog sie nach Lorch und blieb hier über zwei Jahre (1765—68). In Lorch verlebte Schiller die wonnigsten Tage seiner Knabenzeit; die Aeltern wohnung war „in der Herberge zur Sonne". Neun Jahre alt, übersiedelte der Knabe mit seinen Aeltern abermals nach Ludwigsburg, wo er die lateinische Schule durchmachte und die ersten poetischen Versuche begann. Seine Wohnung war anfangs „im Hause der Cotta'schen Druckerei" und dann bei Professor Jahn. 1773 wurde Schiller Zögling der Pflanzschule auf dem Lustschlosse Solitüde und später Schüler der Karlsakademie in Stuttgart. Die Studien und Erlebnisse des Dichters, die Entstehung der „Räuber", die heimlichen Reisen nach Manheim u. s. w. sind bekannt genug. Am 14. Dec. 1780 wurde Schiller als Regimentsmedicus aus der Akademie entlassen und wohnte bald darauf mit dem Lieutenant Kapff in einem bescheidenen Zimmer ebener Erde auf dem Kleinen Graben, jetzt Eberhardstraße. Man erzählt nicht viel Erbauliches von dem engen Zimmer; es roch furchtbar nach Taback, ein großer Tisch und zwei Bänke bildeten die Möbel, die Garderobe, angestrichene Hosen u. s. w., hingen an der Wand; in verschiedenen Winkeln Kartoffeln, Räubereremplare, leere Teller, Bouteillen. 1782 den 17. Sept., Abends 9 Uhr, floh Schiller mit seinem Freund Streicher nach Manheim, wo er einige Zeit beim Buchhändler Schwan wohnte; doch um seine Sicherheit besorgt ging er über Frankfurt a. M. und Worms in sein „Versteck zu Oggersheim".

Schiller's Versteck zu Oggersheim.

(Bei Manheim.)

Wer von Manheim her die Hauptstraße durch den rheinpfälzischen Ort Oggersheim verfolgt, der trifft gegen Ende desselben, rechter Hand, auf ein ziemlich kleines Haus, das durch einen Garten von der Straße getrennt ist. Der Eingang in das Haus führt durch den Garten, zur Hausthür selbst gelangt man auf einer steinernen Doppeltreppe.

Dieses bescheidene Haus, mit vier Fenstern in der Fronte und einigen Dachstübchen über dem einen Stockwerke, wird als dasjenige genannt, wo Schiller im Jahre 1782 sieben Wochen lang als Flüchtling gelebt hat, weil er sich in Manheim nicht sicher glaubte.

Das Haus war damals eine Schenke und Schiller bewohnte es unter dem Namen eines Dr. Schmidt. Sein Zimmergenosse war der treue Jugendfreund, Streicher, der kurz zuvor sein für eine hamburger Kunstreise bestimmtes Geld dazu benutzt hatte, dem Dichter von Frankfurt a. M. nach Oggersheim und hier über die erste und ärgste Noth hinwegzuhelfen.

Während sich Streicher bemühte, im Orchester zu Man-

heim eine Stelle zu erhalten, die ihm zu leben gab, nahm Schiller die Umarbeitung des „Fiesco“ und die Fortſetzung von „Cabale und Liebe“ rüſtig vor. Es ſind Ueberlieferungen vorhanden, welche über die beſcheidene Wirthſchaft der wackern Freunde rührende Auskunft geben.

Schiller bewohnte, ſo wird erzählt, mit ſeinem Freunde Eine Stube; die Wände dieſer Stube waren weiß angeſtrichen und einige zerbrochene Fenſterſcheiben mußten durch Papierbogen erſetzt werden; auf dieſen Bogen las man den Entwurf zu einem neuen Trauerſpiele: „Luiſe Millerin“ („Cabale und Liebe“). Rechnete man das große Bett und den mächtigen Kachelofen ab, neben welchem einige Ballen der „Räuber“ aufgeſtapelt lagen, außerdem einen großen Haufen Kartoffeln, welche den Freunden Abends zur Hauptnahrung dienten, ſo blieb nur wenig Raum mehr übrig für das andere Zimmergeräth, das aus einem Tiſch und zwei Stühlen beſtand. Die dürftige Garderobe der beiden Freunde hatte Platz an einem Zapfenbret an der Wand und damit die Muſen vor Kälte nicht ſtarben (Schiller's Aufenthalt fiel in die Monate October und November), ſo brannte im rieſigen Ofen ein Feuerchen, welches wenigſtens vor Erſtarrung ſchützte. Es half wenig, daß man die Fenſter rundherum mit Stroh verwahrte; der oft ſchneidende Wind drang doch bis zum Ofen hindurch. Der Stuhl, auf welchem der Dichter ſaß, hatte keine Lehne und dem Tiſch fehlten zwei Beine, weshalb derſelbe an der einen Seite mit Klammern an die Wand befeſtigt war. Auf einem morſchen Wandbrete befanden ſich Bücher von den verſchiedenſten Formaten, eine Erd- und eine Himmelskugel, ein Bierglas und ein gypſerner Cicero, dem die Naſe fehlte. Die Unordnung, die ſonſt in dieſem Zimmer herrſchte, ſoll alle Vorſtellung übertreffen. Doch unbeirrt von all dieſen irdiſchen Mängeln ſaß der Dichter mitten in dieſem Chaos,

ſchwelgte in den Hochgenüſſen ſeiner Schöpferkraft, ſchuf ſich eine Welt der Ideale und das Feuer ſeines Herzens wußte ihn nicht nur vor körperlicher Erſtarrung zu ſchützen, es goß auch Glut in ſeine Schöpfungen, die noch jetzt und in Zukunft ihre durchwärmende Wirkung nicht verfehlen können...

Wir haben es vorgezogen, dieſe Schilderung herzuſetzen ſtatt einer Beſchreibung des Schillerzimmers, wie es noch jetzt zu ſehen iſt. Denn abgeſehen von der gänzlichen Umänderung deſſelben findet ſich daſelbſt auch nicht die geringſte Spur mehr von Erinnerungszeichen an jene Tage.

Wir dürfen dieſe Skizze nicht ſchließen, ohne jenes Briefes zu erwähnen, welchen Schiller von hier aus an ſeine Schweſter Chriſtophine ſchrieb; er iſt ein ſchönes Andenken, welches die Aufſchrift „Oggersheim" trägt. Der Brief lautet;

„...Daß meine Trennung von Vaterland und Familie nunmehr entſchieden iſt, würde mir ſehr ſchmerzhaft ſein, wenn ich ſie nicht erwartet, von ſelbſt befördert hätte, wenn ich ſie nicht als die nothwendige Fügung des Himmels betrachten müßte, welche mich in meinem Vaterlande nicht glücklich machen wollte. Der Himmel iſt es, dem wir die Zukunft übergeben, von dem wir Gottlob nur allein abhängig ſind. Ihm übergebe ich die Meinigen, er erhalte ſie feſt und ſtark, mein Schickſal zu erleben und mein Schickſal mit der Zeit mit mir theilen zu können. Losgeriſſen aus ihren Armen, weiß ich keine beſſere, keine ſichere Niederlage meines theuerſten Schatzes als Gott. Von ſeinen Händen will ich ſie wieder empfangen. Das ſei die letzte Thräne, die fällt. Das Verlangen, mich in Manheim etablirt zu ſehen, kann nicht mehr erfüllt werden. So wenig es auch im Kreiſe meines Glückes läge, dort zu ſein, ſo gern wollt' ich die nähere Nachbarſchaft mit den Meinigen vorziehen und dort Dienſte zu erlangen ſuchen, wenn mich nicht eine tiefere Bekanntſchaft mit meinem manheimer

Freunden für ihre Unterſtützung zu ſtolz gemacht hätte. Ich ſchreibe auf einer Reiſe nach Berlin, wo es mir in mehr als einem Fache nicht fehlſchlagen kann, wo, nach dem einſtimmigen Urtheil aller Menſchen; denen ich meine Umſtände vorlegte, mein Glück aufgehoben ſein muß. Beſte Schweſter, erſchrick nicht, daß ſo viele Meilen zwiſchen euch und mich werden zu liegen kommen. Ihr ſollt jedes meiner Verhängniſſe mit mir theilen; ich ſuche mein Glück ebenſo ſehr für euch als für mich. Innerhalb einiger Jahre ſoll, ſo Gott will, kein Schuhbreit zwiſchen uns liegen. Eure Sorge wird mein Auskommen ſein. Bisjetzt habe ich auch keine Kleinigkeit entbehren müſſen, welche ich zu Stuttgart gewohnt war. Auch in der Zukunft kann ich zuverſichtlich ſein, weil mir meine Arbeiten gut bezahlt werden und ich fleißig bin. Sobald ich in Berlin bin, kann ich in der erſten Woche auf feſtes Einkommen rechnen, weil ich vollgültige Empfehlungen an Nicolai habe, der dort gleichſam der Souverän der Literatur iſt, alle Leute von Kopf ſorgfältig anzieht, mich ſchon im voraus ſchätzt und einen ungeheuern Einfluß hat beinahe im ganzen deutſchen Reich der Gelehrſamkeit. Ich habe keinen andern Gedanken als mein Glück nur allein durch die Medicin zu machen und werde ſuchen, innerhalb eines halben Jahres Doctor zu ſein. Da ich durch Sachſen gehe, ſo habe ich gute Adreſſen an große Gelehrte, auch an Fürſten, wenn ich die Letztern benutzen will. Für meine Schulden können meine Aeltern ſtehen, denn ich hätte bereits die Hälfte abgetragen, wenn es nicht meine erſte Pflicht wäre, zuerſt mein Glück zu etabliren. Meinen Schuldnern verſchlägt es nichts, ob ſie drei Monate früher oder ſpäter bezahlt werden, da die Zinſen fortlaufen, mich aber kann das Geld, das ich ihnen ſchicken würde, an den Ort meines Glücks bringen und das iſt eine Billigkeit, die Jedermann erkennen muß, und wofür wäre ich denn ſo

lange ein rechtſchaffener Mann geblieben, wenn mir dieſes Prädicat nicht einmal auf ein Viertel- oder Halbjahr Credit machte? Die Leute werden ſich zufriedengeben. Noch einmal, inniggeliebte Schweſter, vertraue auf Gott, der auch der Gott deines fernen Bruders iſt, dem dreihundert Meilen eine Spanne breit ſind, wenn er uns wieder zuſammengebracht haben will. Wenn mein Segen Kraft hat, ſo wird Gott bei euch ſein. Ein inneres Gefühl ſpricht laut in meinem Herzen: ich ſehe euch wieder. Vertraut Gott! Es wird kein Haar von uns Allen auf die Erde fallen..."

Die Bearbeitung des „Fiesco" für die Bühne war noch in Oggersheim zuſtande gebracht; Schiller ſetzte große Hoffnungen auf den Erfolg des Stücks und auf die Einnahme für daſſelbe in Manheim — allein es ward aus engherzigen Rückſichten auf den Herzog von Würtemberg zurückgewieſen. In der äußerſten Noth verſetzt Schiller ſeine Uhr und verkauft das Manuſcript des „Fiesco" für 11 Louisdor an den Buchhändler Schwan in Manheim. Ende November reiſt er nach Bauerbach in ſein verborgenes Aſyl, welches ihm die mütterliche Freundin, Frau von Wolzogen, eröffnet hat. Schmerzlicher Abſchied von ſeinem treuen Streicher, der ihn bis Worms begleitete....

3.

Schiller's Zufluchtstätte in Bauerbach.

(Bei Meiningen.)

Im Winter, zu Ende des Jahres 1782, erzählt Karoline von Wolzogen, kam Schiller in dem kleinen Dorfe Bauerbach an. Tiefer Schnee bedeckte die Gegend; es war spät am Abend, schon sank die Nacht auf das Thal; aus den einzelnen zerstreuten Häusern flimmerte Licht, dem Wanderer eine Zuflucht versprechend. Einsamkeit und Freiheit, die ihm in der gegenwärtigen Lage das Wünschenswertheste schienen, lachten ihm freundlich entgegen. Das Dorf, unter den Ruinen des alten Schlosses Henneberg gelegen, war dicht mit düstern Fichtenwäldern umgeben, die von den höhern Bergen rings umschlossen wurden. Die in unwirthlichen Bergen karge Natur bot ihren Einwohnern nur durch strenge Arbeitsamkeit Unterhalt. Aber der Hauch der Freiheit war Schiller wohlthätig und seine Phantasie gefiel sich in den Bildern der Einöde zwischen den schroffen Felsenabhängen, über denen die dunkeln Wälder hingen.

Es war ein Hauptzug in Schiller's Wesen, daß er sich gern mit Bildern eines engen einfachen Lebens beschäftigte. Plane zur Entfernung von der Welt lagen immer im Hintergrunde seines Gemüths. Es war, wie wenn dieses

sich eine, wenn auch späte Zuflucht sichern wollte. Innerer Reichthum der Phantasie und ein zartes leicht verletzbares Gefühl, dessen Träume vom Großen und Schönen die Wirklichkeit nie erfüllen konnte, erklären diesen Zug, den er wol mit vielen ausgezeichneten Menschen gemein hatte. Auch im spätern Leben kehrte diese Sehnsucht nach ländlicher Einsamkeit oft wieder; er gedachte dieser Zeit, wo er sie zuerst genossen, immer mit besonderm Vergnügen und behielt eine Vorliebe für den Aufenthalt, der sie ihm dargeboten.

Ein halbes Jahr lebte Schiller so, größtentheils mit sich und der Natur in den rauhen Umgebungen. Ein einziger Freund in Meiningen, Reinwald, der in der Folge sein Schwager wurde, kannte die Lage des geheimnißvollen Fremdlings; dieser, als Bibliothekar, versorgte ihn mit Büchern und besuchte ihn auch zuweilen. Mit dem Verwalter des Gutes spielte er Schach und machte oft Spaziergänge mit ihm. Auf einer dieser Wanderungen durch die Wälder hatte er eine sonderbare Ahnung, die ihm immer merkwürdig blieb. Auf dem unwegsamen Pfade durch den Tannenwald zwischen wildem Gestein ergriff ihn das Gefühl, daß hier ein Todter begraben liege. Nach wenigen Momenten fing der ihm folgende Verwalter die Erzählung von einer Mordthat an, die auf diesem Platze vor Jahren an einem reisenden Fuhrmann verübt worden, dessen Leichnam hier eingescharrt sei.

In Bauerbach las Schiller die Geschichte des Don Carlos von Saint-Réal, die ihn sehr anzog. Er machte den Entwurf zu einer Tragödie, deren Gegenstand der unglückliche Prinz war, und arbeitete einige Scenen aus. Auch an Maria Stuart dachte er in dieser Zeit. Die Einsamkeit, in der Schiller lebte, die Entfernung äußerer Eindrücke waren ohne Zweifel zum Theil Ursache, daß er die Welt seiner Phantasie kräftiger faßte und reiner gestaltete. Was bei leichtem fröhlichen Jugendsinn, in heiterer

Umgebung sich vielleicht in einzelnen Lichtfunken zerstreut hätte, concentrirte sich in Einsamkeit und Ernst zu einem mächtigen Bilde.

Nur selten konnte Frau von Wolzogen und dann nur auf kurze Zeit mit Schiller in Bauerbach wohnen, da die Liebe zu ihren Söhnen sie oft nach Stuttgart zog oder die Freundschaft für ihren Bruder nach Walldorf bei Meiningen. Lebhaft genoß der Dichter diese flüchtigen Erscheinungen der Mutter und ihrer Tochter Charlotte, welche Letztere auf Schiller's Herz keinen geringen Eindruck machte. Waren die Frauen abwesend, dann mußte ein lebhafter Briefwechsel die Stelle persönlichen Umgangs ersetzen. Aus Schiller's Briefen dieser Zeit leuchtet das ganze Bild seines Lebens. Jede gute und böse Laune des Tages spricht aus ihnen; über seine Entwürfe und Hoffnungen wird so manches Licht verbreitet.

Einige Stellen aus Schiller's Briefen während des bauerbacher Aufenthalts mögen daher sein Lebensbild noch mehr vergegenwärtigen.

Erst gibt er den Seinigen über die Ankunft in Bauerbach Nachricht:

„Endlich bin ich in Bauerbach glücklich und vergnügt, daß ich einmal am Ufer bin. Ich traf Alles noch über meine Wünsche; keine Bedürfnisse ängstigen mich mehr; kein Querstrich von außen soll meine dichterischen Träume, meine idealischen Täuschungen stören. Das Haus meiner Wolzogen ist ein recht hübsches Gebäude, wo ich die Stadt gar nicht vermisse. Ich habe alle Bequemlichkeit, Kost, Bedienung, Wäsche, Feuerung und alle diese Sachen werden von den Leuten des Dorfes auf das vollkommenste und willigste besorgt. Ich kam Abends hierher — es sind von Frankfurt 45 Stunden —, zeigte meine Briefe auf und wurde feierlich in die Wohnung der Herrschaft abgeholt, wo man Alles aufgeputzt, eingeheizt und schon Betten hergeschafft hatte. Gegenwärtig kann

und will ich keine Bekanntschaften machen, weil ich entsetzlich viel zu arbeiten habe." — An Schwan schreibt er: „Ich bin an Ort und Stelle wie ein Schiffbrüchiger, der sich mühsam aus den Wellen gekämpft hat. Nunmehr bin ich in der Verfassung, ganz meiner Seele zu leben, und ich werde sie benutzen. Da ich die nothwendige Bequemlichkeit habe, so brauche ich eine zeitlang für nichts zu sorgen, als mich zu einem großen Plane vollends auszubilden. Diesen Winter sehe ich mich genöthigt, ein Dichter zu sein, weil ich auf diesem Wege meine [illegible] schneller zu arrangiren hoffe. Sobald ich aber von dieser Seite fertig bin, will ich ganz in mein Handwerk (Medicin) versinken." (8. Dec. 1782.)

Im Januar 1783 kam Frau von Wolzogen, begleitet von ihrer Tochter Charlotte und ihrer Pflegetochter Henriette auf kurze Zeit nach Bauerbach und Walldorf; folgende Zeilen an die würdige Frau fallen in jene Tage:

„Ich bin ungewiß, ob ich diesen Brief bälder werde fortbringen können, als ich selbst zu Ihnen gekommen. Doch warum soll ich's nicht darauf wagen? Ich habe doch wenigstens den Gewinnst, desto lebhafter an Sie zu denken, wenn ich Ihnen schreibe. Ich kam ganz wohlbehalten von Mansfeld hier an. Aber meine Prophezeiung wurde wahr. Seit Ihrer Abwesenheit (Frau von Wolzogen war in Walldorf) bin ich mir selbst gestohlen. Es geht uns mit großen lebhaften Entzückungen wie Demjenigen, der lange in die Sonne gesehen. Sie steht noch vor ihm, wenn er das Auge längst davon weggewandt. Er ist für jede geringern Strahlen verblindet. Aber ich werde mich wohl hüten, diese angenehme Täuschung auszulöschen. Auf die Bekanntschaft Ihres Freundes freue ich mich als auf einen zu machenden Fund. Sie glauben nicht, wie nöthig es ist, daß ich edle Menschen finde. Diese müssen mich mit dem ganzen Geschlecht wieder versöhnen, mit welchem

ich mich beinahe überworfen hätte. Es ist ein Unglück, meine Beste, daß gutherzige Menschen so leicht in das entgegengesetzte Ende geworfen werden, den Menschenhaß, wenn einige unwürdige Charaktere ihre warmen Urtheile betrügen. Gerade so ging es mir. Ich hatte die halbe Welt mit der glühendsten Empfindung umfaßt und am Ende fand ich, daß ich einen Eisklumpen in den Armen habe... Leben Sie so lange glücklich und vergnügt, meine Theuerste, und vergessen nicht, daß drei Stunden von Ihnen jeden Augenblick an Sie gedacht wird von Ihrem zärtlichsten Freunde Schiller." (4. Jan. 1783.)

Einige Tage später schrieb er:

„So kann ich also doch mit dem Schicksal zufrieden sein, weil ich Sie die kurze Zeit Ihres Hierseins noch recht genießen kann. Aber die Zeit eilt so schnell, meine Beste, und das nächste mal, das ich Sie sehe, kommt schon der Abschied wieder. Zwar kein Abschied auf lange — doch ein Abschied — welche Empfindungen man dabei zu erwarten hat, weiß ich aus Erfahrung. Es ist schrecklich, ohne Menschen, ohne eine mitfühlende Seele zu leben; aber es ist auch ebenso schrecklich, sich an irgendein Herz zu hängen, wo man, weil doch auf der Welt nichts Bestand hat, nothwendig einmal sich losreißen und verbluten muß." (10. Jan. 1783.)

Diese letztern Worte waren wie eine prophetische Ueberschrift zu einem folgenden, zwar kurzen, aber erschütternden Zerwürfnisse Schiller's mit seiner mütterlichen Freundin, die, durch übertriebene Furcht vor dem würtembergischen Herzoge, dem flüchtigen Dichter andeutete, sie dürfe ihm des Schicksals ihrer Kinder wegen nicht länger in ihrem Hause ein schützendes Obdach geben. Die Wirkung dieser Eröffnung auf Schiller spricht aus folgenden Zeilen:

„Alle meine Entwürfe sollen scheitern! Irgendein kindsköpfischer Teufel wirft mich wie seinen Ball in dieser sublunа-

rischen Welt herum. Die Freundschaft der Menschen ist das Ding, das sich des Suchens nicht verlohnt. Wehe Dem, den seine Umstände nöthigen auf fremde Hülfe zu bauen. Die gnädige Frau versichert mich zwar, wie sehr sie gewünscht hätte, ein Werkzeug in dem Plane meines künftigen Glücks zu sein; aber — ich werde selbst so viel Einsicht haben, daß ihre Pflichten gegen ihre Kinder vorgingen und diese müßten unstreitig entgelten, wenn der Herzog von Würtemberg Wind bekäme; das war mir genug. So schrecklich es mir auch ist, mich wiederum in einem Menschen geirrt zu haben, so angenehm ist mir wieder dieser Zuwachs an Kenntniß des menschlichen Herzens. Ein Freund und ein glückliches Ungefähr rissen mich erwünscht aus dem Handel. Durch die Bemühung des Bibliothekars Reinwald, meines erprobten Freundes, bin ich einem jungen Herrn von Wurmb bekannt worden, der meine «Räuber» auswendig kann. Er war beim ersten Anblick mein Busenfreund. Seine Seele schmolz in die meinige. Endlich hat er eine Schwester! Wenn ich nicht dieses Jahr als ein Dichter ersten Ranges figurire, so erscheine ich wenigstens als Narr und nunmehr ist das für mich eins. Ich soll mit meinem Wurmb diesen Winter auf sein Gut, ein Dorf im Thüringerwald, dort ganz mir selbst und der Freundschaft leben und, was das Beste ist, Schießen lernen, denn mein Freund hat dort hohe Jagd. Ich hoffe, daß das eine glückliche Revolution in meinem Kopf und Herzen machen soll." (14. Jan. 1783.)

Die Verständigung und Versöhnung konnte bei so vortrefflichen Menschen nicht ausbleiben; sie erfolgte auch bald. Man berieth sich nur noch über Mittel und Wege, wie man Schiller's Aufenthalt den Augen des Herzogs von Würtemberg am besten verbergen könne, und kam überein, daß der Dichter zwei Briefe, einen an Wilhelm von Wolzogen, aus

Frankfurt a. M. datirt, den andern mit der Bezeichnung „Hannover" an Frau von Wolzogen ſchreiben ſolle; dieſe Briefe waren beſtimmt, in Stuttgart bei Hofe geleſen zu werden und über den Aufenthalt des Dichters irrezuführen.

„Ich reiſe nach Amerika", heißt es in dem erſtern Briefe. „Ich habe bei einem hieſigen Handelshauſe genauen Unterricht, wie man fortkommt nach der Neuen Welt. Aber, wirſt du fragen, was darinnen thun? Das ſollen Zeit und Umſtände beſtimmen. Ich habe meine Medicin nicht vernachläſſigt — auch die Philoſophie könnte ich dort als Profeſſor lehren — vielleicht auch ins Politiſche mich einlaſſen — vielleicht auch gar nichts von dem Allem. Aber Trauerſpiele werde ich deswegen nicht aufhören zu ſchreiben. Du weißt, daß mein ganzes Ich daran hängt."

In dem zweiten Briefe an Frau von Wolzogen kommen folgende Stellen vor:

„Ich habe eine Hauptveränderung in meinen Planen gemacht und da ich anfangs nach Holland wollte, wende ich mich jetzt vielleicht gar nach England. Doch gewiß iſt es noch nicht, ſo große Luſt ich habe, die Neue Welt zu ſehen. Wenn Nordamerika frei wird, ſo iſt es ausgemacht, daß ich hingehe. In meinen Adern ſiedet etwas — ich möchte gern in dieſer holprigen Welt einige Sprünge machen, von denen man erzählen ſoll."

Aus den folgenden Zeilen an Frau von Wolzogen ſpricht bereits wieder das beſte harmloſeſte Verhältniß:

„Gott ſei Dank, eine Woche ohne Sie auf dem Rücken. Alſo von 14, die bevorſtänden, eine vom Halſe. Ich wünſchte, daß die Zeit alle ihre Geſchwindigkeit bis auf den Mai zuſetzte, damit ſie hernach deſto abgematteter ginge. — Eben wanderte ein Brief an meine Aeltern fort; doch habe ich, ſoviel ich von Ihnen ſprechen mußte, kein Wort von Ihrem

bisherigen Hierſein oder den fröhlichen Augenblicken unſers hieſigen Beieinanderſeins verloren. Sie ſelbſt haben alſo das Alles noch zu erzählen und werden vermuthlich ein paar aufmerkſame Zuhörer haben. — Das ſatiriſche Gedicht, wovon Sie wiſſen, iſt fertig; ich weiß aber nicht, wie es der H. aufgenommen.*) — Man ſpricht hier zu Bauerbach, daß in einem Zimmer des meininger Schloſſes 30,000 Gulden an Gold und Silber und einige Kiſten von Tabacksdoſen, und was weiß ich? — entdeckt worden. Gott bewahre aber, daß ich's nachſagen ſollte. Doch unmöglich wäre es nicht und für die dienſttägige fête wäre der Fund vortrefflich. Die Tabacksdoſen waren mir wichtig und Derjenige, der eine ganze Kiſte davon ſammelte, muß mich ſelbſt übertroffen haben. — Liebſte Freundin, heute haben wir einen ſo trefflichen Frühlingstag, daß mir die ganze Zukunft, die ſo angenehm vor mir liegt, zu Gedächtniß kommt. Wie werth müſſen ſolche Tage alsdann ſein, wenn ſie ihre Farben von der Freundſchaft entlehnen! Ich mache einen Ausflug auf den Berg und das Wäldchen. Vielleicht ſchieß' ich einen Raubvogel... Ohne Aufhören Ihr Friedrich S." (1. Febr. 1783.)

An Rath Reinwald in Meiningen ſchrieb er: „....Liebſter Freund, ich wünſchte Sie ſo oft — ſo oft in meine einſame grillenhafte Zelle herein und möchte oft meine tägliche Koſt um

*) Das ſatiriſche Gedicht war auf die bei Herzog Georg's Krankheit vom koburger Hofe getroffenen Anſtalten zur militäriſchen Beſitznahme Meiningens verfaßt und von dem geneſenen Herzoge ſelbſt veranlaßt. Der Titel deſſelben lautet: „Wunderſame Hiſtoria des berühmten Feldzuges, als welchen Hugo Sanherib, König von Aſſyrien, ins Land Juda unternehmen wollte, aber mit langer Naſe wieder abziehen mußte. Aus einer alten Chronika gezogen und in ſchnackiſche Reimlein bracht von Simon Krebsauge, Baccalaur." (Hoffmeiſter, „Nachleſe", I, 219 fg.)

eine menſchliche Geſellſchaft dahingeben. — Gelegentlich muß ich anmerken, daß ich nunmehr der Meinung bin, daß das Genie, wo nicht unterdrückt, doch entſetzlich zurückwachſen, zuſammenſchrumpfen kann, wenn ihm der Stoß von außen fehlt. Man ſagt ſonſt, es hälfe ſich in allen Fällen ſelbſt auf — ich glaub' es nimmer. Wenn ich mich im weiteſten Verſtande zum Beiſpiel ſetzen kann, ſo beweiſt meine jetzige Seelenlage das Gegentheil. Mühſam und wirklich oft wider allen Dank muß ich eine Laune, eine dichteriſche Stimmung hervorarbeiten, die mich in zehn Minuten bei einem guten denkenden Freunde ſelbſt anwandelt. Oft auch bei einem vortrefflichen Buch oder im offenen Himmel. Es ſcheint, Gedanken laſſen ſich nur durch Gedanken leiſten und unſere Geiſteskräfte müſſen wie die Saiten eines Inſtruments durch Geiſter geſpielt werden. Wie groß muß alſo das Originalgenie ſein, das weder in ſeinem Himmelsſtrich und Erdreich, noch in ſeinem geſellſchaftlichen Kreiſe Aufmunterung findet und aus der Barbarei ſelbſt hervorſpringt." (21. Febr. 1783.)

An Denſelben: „....Ob ich mit Dalberg zuſtande kommen kann, zweifle ich. Ich kenne ihn ziemlich und meine «Luiſe Millerin» hat verſchiedene Eigenſchaften an ſich, welche auf dem Theater nicht wohl paſſiren; z. B. die gothiſche Vermiſchung vom Komiſchen und Tragiſchen, die allzu freie Darſtellung einiger mächtiger Narrenarten und die zerſtreuende Mannichfaltigkeit des Details... Ueber ein neues Stück bin ich mit mir einig. Um meines langen Hin- und Herſchwankens zwiſchen Imhof und Maria Stuart los zu ſein, hab' ich Beide bis auf weitere Ordre zurückgelegt und arbeite nunmehr entſchloſſen und feſt auf einen Don Carlos zu. Ich finde, daß dieſe Geſchichte mehr Einheit und Intereſſe zum Grunde hat, als ich bisher geglaubt, und mir Gelegenheit zu ſtarken Zeichnungen und erſchütternden oder rührenden Si-

tuationen gibt. Der Charakter eines feurigen, großen und empfindenden Jünglings, der zugleich der Erbe einiger Kronen ist — einer Königin, die durch den Zwang ihrer Empfindung, bei allen Vortheilen ihres Schicksals verunglückt — eines eifersüchtigen Vaters und Gemahls — eines grausamen heuchlerischen Inquisitors und barbarischen Herzogs von Alba u. s. f. sollten mir, dächte ich, nicht wohl mislingen. Dazu kommt, daß man einen Mangel an solchen deutschen Stücken hat, die große Staatspersonen behandeln — und das manheimische Theater dieses Sujet von mir bearbeitet wünscht. Auch hier, lieber werther Mann, erwarte ich Ihren, mir immer wichtigen Rath — und weil Sie mich schon so weit verbunden haben, daß ich Ihnen die Vortheile und den Ruhm meiner jetzigen Beschäftigung hälftig verdanken muß, so entziehen Sie mir auch hierbei Ihre freundschaftliche Unterstützung nicht. Wenn ich eine spanische Geschichte mit Vortheil behandeln soll, so werde ich nothwendig mit dem Nationalcharakter, den Sitten und der Statistik des Volks bekannt sein müssen. Sie, mein Freund, wissen am besten, aus welchen Quellen ich diese Kenntnisse schöpfen kann, und werden ohne Zweifel auf der Bibliothek dergleichen Werke haben. Bälder als ich mit Spaniens Sitten und Regierung bekannt bin, kann ich meinen Plan nicht vollenden und noch viel weniger eine Ausführung auf Gerathewohl wagen. Wenn Sie allenfalls Brantôme's «Geschichte Philipp's II.» besitzen, so theilen Sie mir solche mit... Haben Sie unter der Hand ein gutes Buch zu meiner Belehrung und Unterhaltung entdeckt, so werden Sie ein dürres Erdreich begießen, wenn Sie mir solches communiciren..."

Derselbe Brief schließt:

„Jetzt, bester Freund, fangen die herrlichen Zeiten bald an, worin die Schwalben auf unsern Himmel und Empfindungen in unsere Brust zurückkommen. Wie sehnlich erwarte

ich ſie! — Einſamkeit, Misvergnügen über mein Schickſal, fehlgeſchlagene Hoffnungen und vielleicht auch die veränderte Lebensart haben den Klang meines Gemüths, wenn ich ſo reden darf, verfälſcht und das ſonſt reine Inſtrument meiner Empfindung verſtimmt. Die Freundſchaft und der Mai ſollen es, hoff' ich, aufs neue in Gang bringen. Ein Freund ſoll mich mit dem Menſchengeſchlecht, das ſich mir auf einigen häßlichen Blößen gezeigt hat, wiederum ausſöhnen und meine Muße halbwegs nach dem Cocytus wieder einholen." (27. März 1783.)

An Frau von Wolzogen ſchreibt er an demſelben Tage unter Anderm:

„Ganz Meiningen weiß, daß ſich ein Würtemberger in Bauerbach aufhält und daß er ſich mit Schriften beſchäftigt. Ganz Meiningen vermuthet, daß dieſer Ritter (ſo nannte ſich Schiller) nicht Der iſt, für den er ſich ausgibt, daß er vielleicht Verdruß in ſeinem Vaterlande gehabt habe, darum er ſeinen Namen verſchweigen muß. Man war ſchon lange begierig, dieſem verkappten Ritter auf die Spur zu kommen; man hat ſogar wegen einer Aeußerung des vorigen Herzogs auf den wahren gerathen. Weil ich nun bei der Ankunft eines gewiſſen Herrn aus Stuttgart einer Entdeckung unmöglich Gefahr laufen kann, ſo muß ich einen Schritt thun, der mir von allen meines Lebens der ſchmerzlichſte iſt: ich muß Bauerbach verlaſſen. Ich will nicht bergen, daß ich dadurch manche ſchöne Hoffnung aufgeben muß, daß er vielleicht einen Riß in mein ganzes künftiges Schickſal zurückläßt, aber die Beruhigung meiner Ehre geht vor und mein Stolz hat meiner Tugend ſchon ſoviel Dienſte gethan, daß ich ihm auch meine Tugend preisgeben muß. Die Manheimer verfolgen mich um mein ungedrucktes Stück und ich kann alſo Anfangs Mai ſoviel Geld zuſammenbringen, um nach Berlin zu gehen; dort

werde ich bald Auskommen finden. Hungers ſterben werde ich zuverläſſig nicht." (27. März 1783.)

An Rath Reinwald — „früh in der Gartenhütte":

„In dieſem herrlichen Hauche des Morgens denk' ich Sie, Freund — und meinen Carlos. Meine Seele fängt die Natur in einem entwölkten blankern Spiegel auf und ich glaube, meine Gedanken ſind wahr. — Ich ſtelle mir vor — jede Dichtung iſt nichts Anderes als eine enthuſiaſtiſche Freundſchaft oder platoniſche Liebe zu einem Geſchöpf unſers Kopfes... Eine kleine Anwendung auf meinen Carlos. Ich muß Ihnen geſtehen, daß ich ihn gewiſſermaßen ſtatt eines Mädchens habe. Ich trage ihn auf meinem Buſen — ich ſchwärme mit ihm durch die Gegend um — um Bauerbach herum. Wenn er einſt fertig iſt, ſo werden Sie mich und Leiſewitz an Don Carlos und Julius abmeſſen — Nicht nach der Größe des Pinſels — ſondern nach dem Feuer der Farben; nicht nach der Stärke auf dem Inſtrument — ſondern nach dem Ton, in welchem wir ſpielen. Carlos hat, wenn ich mich des Maßes bedienen darf, von Shakſpeare's Hamlet die Seele — Blut und Nerven von Leiſewitz' Julius — und den Puls von mir. — Außerdem will ich es mir in dieſem Schauſpiel zur Pflicht machen, in der Darſtellung der Inquiſition die proſtituirte Menſchheit zu rächen und ihre Schandflecken fürchterlich an den Pranger zu ſtellen. Ich will — und ſollte mein Carlos dadurch auch für das Theater verloren gehen — einer Menſchenart, welche der Dolch der Tragödie bisjetzt nur geſtreift hat, auf die Seele ſtoßen. Ich will — Gott bewahre, daß Sie mich auslachen... Ich hätte vielleicht groß werden können, aber das Schickſal ſtritt zu früh wider mich. Lieben und ſchätzen Sie mich wegen Dem, was ich unter beſſern Sternen geworden wäre, und ehren Sie die Abſicht in

mir, die die Vorsicht in mir verfehlt hat. Aber bleiben Sie mein." (14. April 1783.)

An Frau von Wolzogen: „....Ihr ganzes Bauerbach ist gegenwärtig in Unruhe, welche nur durch Ihre persönliche Autorität gestillt werden kann. Der ewige Groll der Gemeinde gegen den Verwalter äußert sich täglich mehr. Neulich entstand ein Streit zwischen beiden Parteien wegen der Schafe. Vogt (der Verwalter) und Consorten verboten, das Vieh auf die Wiesen zu treiben. Der Wirth und Andere prätendirten das Gegentheil. Die Gerichte sprachen zwei mal für den Verwalter und demungeachtet trieben die Letztern die Schafe auf die Wiesen; Ihre eigenen wurden nicht geschont. Ich kam zu einer Scene, die, so verdrießlich sie mir im Grunde war, den besten Maler verdient hätte. Vogt und Familie kamen mit Knitteln, die Schafe wegzutreiben, die Andern wehrten sich, man sagte sich Grobheiten, Wahrheiten u. dergl. Des Wirths Sohn hetzte den Hund an den Verwalter, welcher, in Gefahr, Schläge zu kriegen, die Glocke ziehen ließ und das ganze Dorf aufforderte. Nun ist hier durch den Gerichtshalter alle gewaltthätige Execution des Verbots untersagt und auf morgen ein Termin angesetzt. Meine Meinung ist (ich habe beide Parteien gehört) Sie souteniren ihren Schulzen, der doch immer Ihre Person vorstellen muß, gegen das respectswidrige Betragen der Nachbarn. Das müssen Sie thun, wenn Sie nur Einen Befehl exequirt sehen wollen und die Ruhe erhalten werden soll. Die Gemeinde aber müssen Sie auch gegen Diesen in Sicherheit setzen. Rein ist er nicht, wie Sie sehr wohl wissen. Geben Sie Diesem positive Gewalt, aber behalten Sie sich vor, sein Betragen zu untersuchen." (25. April 1783.)

Um diese Zeit erschien bei Schwan in Manheim zum ersten male: „Die Verschwörung des Fiesco zu Genua; ein republi-

kaniſches Trauerſpiel von F. Schiller." Der Dichter ſchickte einige Exemplare ſeinem Vater und erhielt von dieſem kleine Geldunterſtützungen. Folgender an Reinwald gerichteter Brief gibt eine Schilderung von dem feierlichen Einzug, welchen Frau von Wolzogen auf Schiller's Veranſtaltung in Bauerbach hielt.

„Der erſte Augenblick, der wieder mein eigen iſt, gehört Ihnen, theurer Freund. Heute kann ich einmal wieder Athem ſchöpfen, denn ſchon neun bis zehn Tage war ich mit lauter Kleinigkeiten überhäuft, die mich nicht zu mir ſelbſt kommen ließen. Ich hatte es auf mich genommen, auf die Ankunft der Frau von Wolzogen Haus und Garten in Stand zu ſetzen, und weil ich im letztern eine neue Anlage machte, ſo mußte ich nun aller Orten ſelbſt ſein. Meine «Luiſe Miller» («Cabale und Liebe») blieb liegen und mit dieſer müſſen auch Sie, mein Guter, Ein Schickſal theilen. Wärmer komme ich zu Ihnen, wie zu dieſer zurück. — Den Einzug der Frau von Wolzogen habe ich von den Unterthanen feierlich begehen laſſen, welches Gelegenheit zu einem ſehr angenehmen Abend gab. Von dem äußerſten Ende des Orts ließ ich eine Allee von Maien bis zu ihrem Hauſe anlegen. Am Hofe des Hauſes war eine Ehrenpforte von Tannenzweigen errichtet, die auch Sie noch mit anſehen werden; denn bald, ſehr bald müſſen Sie kommen, mein Beſter. Vom Hauſe ging es unter Schießen in die Kirche, die überall mit Maien vollgeſteckt war. Wir hatten artige Muſik mit Blasinſtrumenten und der Pfarrer hielt eine Einzugsrede u. ſ. f. Ich würde Ihnen dergleichen Kleinigkeiten gar nicht ſchreiben, wenn ich es nicht etwas intereſſant fände, daß in dem barbariſchen Bauerbach Dergleichen geſchehen iſt. — Sonntags, mein Lieber, werden Sie ſchwerlich Geſchäfte haben. Entſchließen Sie ſich, hierherzukommen und einen vergnügten Tag auf dem Lande zuzubringen. — Meinen «Fiesco» habe ich neulich bei Ihnen liegen laſſen. Bald

wird man Kritiken darüber hören. Wir wollen doch sehen... S." (22. Mai 1785.)

Ueber das heitere Leben in Bauerbach während der Anwesenheit der Frau von Wolzogen und ihrer Tochter Charlotte theilt der folgende Brief Schiller's an Wilhelm von Wolzogen Näheres mit:

„Unter den vielen Zerstreuungen, welche die Ankunft Ihrer besten Mutter bei mir nothwendig macht, konnte ich Ihren Brief nicht früher beantworten... Sie haben Recht, theurer W., daß Sie mich um die Glückseligkeit, im Kreis Ihrer guten Mutter und Schwester leben zu dürfen, beneiden. Zwar that es mir weh, daß ich da gewinnen mußte, wo Sie verloren; aber in kurzer Zeit werden auch Sie unsern vergnügten Cirkel vermehren und ich zähle darauf, daß wir Sie festhalten werden. Hier zum ersten mal habe ich es in seinem ganzen Umfange gefühlt, wie gar wenig Zurüstung es fodert, ganz glücklich zu sein. Ein großes, ein warmes Herz ist die ganze Anlage zur Seligkeit und ein Freund ist ihm Vollendung. Seien Sie zufrieden, mein Lieber, daß Sie Beides haben!"

Das beginnende Herzensverhältniß Schiller's zu Charlotte von Wolzogen, einem [illegible] aufblühenden Mädchen, wird hierauf in folgenden Zeilen lebhaft genug angedeutet:

„Sie haben mir Ihre Lotte anvertraut, die ich ganz kenne. Ich danke Ihnen für diese große Probe Ihrer Liebe zu mir. Ich sehe daraus, daß Sie groß von mir denken müssen, denn jeder andere als ein edel empfindender Mann würde die schöne Seele Ihrer Schwester nicht zu lieben verdienen. Glauben Sie meiner Versicherung, bester Freund, ich beneide Sie um diese liebenswürdige Schwester. Noch ganz wie aus den Händen des Schöpfers — so kenne ich Ihre Lotte, und wehe Demjenigen, der eine Wolke über diese schuldlose Seele zieht! Rech-

nen Sie auf meine Sorgfalt für ihre Bildung, die ich nur darum beinahe fürchte zu unternehmen, weil der Schritt von Achtung und feurigem Antheil zu andern Empfindungen so schnell gethan ist."

Merkwürdig als Zeichen eines wackern Charakters ist die folgende Stelle desselben Briefes, worin Schiller über einen begünstigten Bewerber um Charlottens Hand spricht:

„Ich kenne den H. von ***. Einige Kleinigkeiten, die jetzt zu weitläufig und für Sie zu unwichtig wären, haben uns untereinander misgestimmt; dennoch glauben Sie es meinem aufrichtigen, unbestochenen Herzen: er ist Ihrer Schwester nicht unwerth. Ein sehr guter und edler Mensch, der zwar gewisse Schwachheiten, auffallende Schwachheiten an sich hat, die ich ihm aber mehr zur Ehre als zur Schande rechnen möchte. Ich schätze ihn wahrhaft, ob ich schon zur Zeit kein Freund von ihm heißen kann. Er liebt Ihre Lotte und ich weiß, er liebt sie als ein edler Mann und Ihre Lotte liebt ihn wie das Mädchen, das zum ersten male liebt." (25. Mai 1783.)

Die Heirath Charlottens mit Herrn von Y. zerschlug sich wegen äußerer Umstände und wie es scheint wegen einiger unzarten Aeußerungen. Schiller, der nun das Feld von einem Nebenbuhler frei sah, war trotzdem zu redlich und zartfühlend, um in seiner ungewissen Lage Wünsche auszusprechen, die das Glück des liebenswürdigen Mädchens nicht gründen konnten. Nur andeutungsweise entschlüpften ihm schüchterne Bekenntnisse in Briefen an die Frau von Wolzogen, die allerdings auch ernstere Absichten auf eine Heirath herauslesen ließen. Lotte selbst scheint seine Neigung nicht bemerkt, noch mit andern als freundschaftlichen Gefühlen erwidert zu haben. Sie war von ruhigem Charakter, in dem Besonnenheit und Empfindung im Gleichgewicht lagen. Nach einigen Jahren gab

ſie ihre Hand einem andern Manne und wurde nach ihrer erſten Niederkunft den Ihrigen durch den Tod entriſſen.

Welcher Art Schiller's Stimmung während der letzten Zeit ſeines Aufenthalts in Bauerbach war, das erfahren wir aus folgenden Zeilen an Frau von Wolzogen:

„Ach, meine Beſte, in einer gepreßten Lage haben Sie mich verlaſſen. Nie war ich Ihrer liebevollen Ermunterung ſo bedürftig als eben jetzt, und weit und breit iſt Niemand, der meiner zerſtörten und wilden Phantaſie zu Hülfe käme. Was werd' ich, was kann ich zu meiner Zerſtreuung thun? Ich weiß nichts als Ihnen zu ſchreiben, aber ich fürchte mich ſelbſt in meinen Briefen. Entweder red' ich darin zu wenig oder mehr als Sie hören ſollten und ich verantworten kann... Sie ſchreiben mir, ich ſei erkannt. Lieber hätte ich ein Auge verloren als daß mich die Meininger kennen. Wüßte ich Den, der mir dieſen Dienſt gethan hat, ich würde ihn haſſen und wäre er mein erſter Freund. Bin ich wirklich entdeckt, ſo kann ich nicht mehr incognito leben oder ich mache mich lächerlich. Ich muß unter meinem Namen in Geſellſchaft gehen und den Dummköpfen, die ſo hoch aufgelauſcht haben, Impertinenzen ſagen. Es liegt mir an dem Reſpect, der meinem Namen gebührt, und dieſen muß ich nothwendig behaupten. Doch ich bin wol ein Thor. Jetzt liegt mir auch an dieſem nichts mehr. Es war eine Zeit, wo mich die Hoffnung eines unſterblichen Ruhmes ſo gut als ein Galakleid ein Frauenzimmer gekitzelt hat. Jetzt gilt mir Alles gleich und ich ſchenke meine dichteriſchen Lorbern in den nächſten boeuf à la mode und trete meine tragiſche Muſe zu einer Stallmagd ab. Wie klein iſt doch die höchſte Größe eines Dichters gegen den Gedanken glücklich zu leben! Ich möchte mit meiner Leonore ſprechen: «Laß uns fliehen — laß in den Staub uns werfen all dieſes prahlende Nichts. Laß in ro-

mantiſchen Fluren ganz der Freundſchaft uns leben. Unſere Seelen, klar wie über uns das heitere Himmelsblau, nehmen dann den ſchwarzen Hauch des Grames nicht mehr an. Unſer Leben rinnt dann melodiſch, wie die flötende Quelle, zum Schöpfer.» Mit meinen vormaligen Planen iſt es aus und wehe mir, wenn es auch von meinem jetzigen gelten ſollte. Ich werde es auch wol bleiben laſſen, mich von hier zu trennen; nur iſt die Frage, wie ich auf die Dauer hier meine Glückſeligkeit gründen kann. Aber gründen will ich ſie oder nicht leben, und jetzt vergleiche ich mein Herz und meine Kraft mit den ungeheuerſten Hinderniſſen und ich weiß, ich überwinde ſie." (30. Mai 1783.)

Ende Juli 1783 verließ dann Schiller ſein ſtilles Aſyl in Bauerbach wieder, um nach Manheim zurückzukehren. Die günſtige Ausſicht, „Fiesco" doch auf die Bühne zu bringen, ferner die Nothwendigkeit, ſeiner äußern Exiſtenz eine ſichere Baſis zu unterlegen, bewogen ihn, den liebgewordenen einſamen Aufenthalt zu verlaſſen. Er konnte dies mit dem Gefühle von Sicherheit vor Gefahr, da es ſoviel als gewiß war, daß der Herzog von Würtemberg jeden Verſuch, ſeiner habhaft zu werden, aufgegeben hatte.

Ueber das Haus, in welchem Schiller während ſeines bauerbacher Aufenthalts gewohnt hat, bleibt uns leider wenig zu ſagen; denn es iſt dem Abbruche nahe oder beſteht bereits nicht mehr. Ein äußeres Erinnerungszeichen an Schiller hat das Haus eigentlich nie getragen; jedoch dürfen wir nicht unerwähnt laſſen, daß Hofrath Ludwig Bechſtein, der rühmliche Schilderer Thüringens, vor mehren Jahren in jenem „Schillerhauſe" zu Bauerbach eine Erinnerungsfeier veranſtaltet hat, wobei die Schulkinder des Ortes geſpeiſt und der ärmere Theil gekleidet wurde.

Indeſſen, mag auch das Wohnhaus Schiller's nicht mehr

vorhanden sein: Bauerbach und die Umgegend werden stets den Verehrern des großen Meisters denkwürdig bleiben; wird doch die Stelle noch immer gezeigt werden können, wo das Haus einst gestanden.

Schließlich mögen hier noch einige Strophen aus einem Gelegenheitsgedichte stehen, welches Schiller in Bauerbach zur Hochzeit Henriettens, der Pflegetochter der Frau von Wolzogen, verfaßt hat; in den Mittheilungen der Letztern über Schiller's Leben ist es ganz enthalten.

Zum ersten mal — nach langer Muße —
Dir, gutes Kind, zum Hochzeitsgruße,
Ergreif' ich meinen Dichterkiel.
Die Schäferstunde schlägt mir wieder —
Von Herzen strömen warme Lieder
Ins brachgeleg'ne Saitenspiel.

Darf sich in deinen Jubeltagen
Auch ernste Weisheit zu dir wagen?
Sie kommt aus deines Freundes Brust.
Die Weisheit ist der Freude Schwester;
Sie trennt sie nicht — sie knüpft sie fester;
Und lächelt zu erlaubter Lust.

Wenn Tugenden den Kranz gewinnen,
Da will die Freudenthräne rinnen,
Da denk' ich an die schön're Welt —
So selten lohnt das Glück dem Besten!
Oft weint die Tugend an den Festen,
Die das gekrönte Laster hält.

Du Mädchen mit dem besten Herzen,
Du hast Gefühl für fremde Schmerzen,
Für fremde Wonne Sympathie —
Erröthe nicht! Ich sahe Proben —
Und meine Leier — frag' dort oben! —
Die stolze Leier schmeichelt nie.

Dein Herz, das noch kein Neid getadelt,
Dein reines Herz hat dich geadelt
Und Ehrfurcht zwingt dir Tugend ab —
Ich fliege Pracht und Hof vorüber;
Bei einer Seele ſteh' ich lieber,
Der die Empfindung — Ahnen gab.

So eile denn zum Brautaltare!
Die Liebe zeigt dir gold'ne Jahre —
Mein warmer Segen eilt voran.
Du kennſt der Gattin Schuldigkeiten!
Du haſt ein Herz für ihre Freuden
Und glücklich preiſ' ich deinen Mann.

Du wirſt mit liebevollem Eilen
Das Schickſal deines Mannes theilen
Und ſchnell in ſeine Seele ſeh'n.
Wie zärtlich wirſt du jeden Träumen,
Die kaum in ſeinem Buſen keimen,
Wie zärtlich raſch entgegengeh'n?

Ja, darf ich über Jahre ſtiehen,
Den Schleier von der Zukunft ziehen? —
Ein neues Glück erwartet dein!
Das Größte, ſo der Menſch empfindet,
Das nur im Himmel Muſter findet —
Die Mutter eines Kinds zu ſein!

Die Seligkeit — du wirſt ſie kennen,
Wenn ſtammelnd dich die Kinder nennen
Und herzlich dir entgegenflieh'n —
Die bange Luſt — — die ſüßen Qualen — —
Umſonſt! kein Jüngling kann ſie malen —
Hier werf' ich meinen Pinſel hin....

4.

Das Schillerhaus zu Gohlis.

(Bei Leipzig.)

Wenn man von Leipzig aus in nördlicher Richtung einem ſchattigen Wege durch das ſogenannte Roſenthal folgt, ſo gelangt man ebenſo bald als angenehm zu jener Stelle im Dorfe Gohlis, wo ſich das vielgenannte kleine Haus mit dem einſtigen Wohnzimmer Schiller's befindet. Dieſes Haus iſt ſeit Jahren ſchon ein Gegenſtand der Anziehung und Verehrung für Einheimiſche und Fremde geworden und es iſt anzunehmen, daß von Jahr zu Jahr die Zahl der poetiſchen Pilger dahin ſich mehren werde. Freilich iſt nicht abzuſehen, wie lange das wahrhaft ärmliche, faſt baufällige Gebäude noch Stand halten werde, indeſſen fragt die Verehrung nicht lange, was einſt auf dieſem Platze ſtehen werde, ſie hält ſich an Das, was gegenwärtig noch vorhanden iſt.

Und ſo treten auch wir ſtill betrachtend vor das kleine ehrwürdige Haus hin.

Unter dem Dache ſteht auf einem Täfelchen: „Schiller's Stube"; auf einer größern Tafel über dem Thorbogen heißt

es: „Hier wohnte Schiller und schrieb das Lied an die Freude im Jahre 1785.“

Man gelangt in das Haus und in die Stube des ersten Stocks ohne alle Umstände.

Als ich das letzte mal im Sommer 1855 da war, fand ich die Schillerstube folgendermaßen eingerichtet:

Gleich rechts in der Nähe der Thür sah man hinter Glas und Rahmen an der Wand eine hellfarbige Seidenweste Schiller's, hierhergeschenkt von seinem Sohne Karl; daneben befand sich in einem Gitterkästchen eine noch sehr neu aussehende Tabacksdose des Dichters. Weiter nach vorn stand in einem Wandschranke die vom Schillerverein gestiftete Volksbibliothek für Gohlis, zur Zeit aus mehr als 1000 Bänden bestehend. An dem Wandpfeiler zwischen den zwei kleinen Fenstern hing ein einfacher Spiegel und darunter stand ein Tischchen mit dem großen Fremdenbuche, welches bereits Hunderte von Namen enthält. Den Fenstern zunächst links an der Wand waren folgende auf Schiller's Andenken sich beziehende Gegenstände über einem kleinen Canapé zu sehen: Schiller's Porträt, gestochen von Schuler, und einer Cotta'schen Schillerausgabe als Titelkupfer beigegeben; darüber die Statuten des Schillervereins in Leipzig mit einem andern Porträt Schiller's; links daneben mit großen Buchstaben (in Fractur) geschrieben und hinter Glas und Rahmen jener denkwürdige Brief, welchen Schiller kurz nach seiner Flucht aus Stuttgart an seine Schwester geschrieben: darunter ein Erinnerungsblatt an das vom Schillerverein veranstaltete Kinderfest vom 24. Juni 1847, das in der Mitte Schiller's Brustbild enthält, umgeben von den Schillerwohnungen in Gohlis, Jena, Weimar und zuletzt — der Fürstengruft; rechts daneben ein kleines Bild: Schiller's Geburtshaus in Marbach; ferner an derselben Wand eine Abbildung des Schillerdenkmals zu Stuttgart.

Dieſe Stube nebſt einem anſtoßenden Kämmerchen alſo war Schiller's Wohnung während ſeines Aufenthalts in Gohlis; die Einrichtung ſah um jene Zeit vielleicht noch einfacher aus als jetzt!

Bekanntlich war es im April 1785, als Schiller, durch die bunteſten Bedrängniſſe getrieben, Manheim verließ, um nach Leipzig zu überſiedeln. Zerwürfniſſe mit Schauſpielern und Publicum, Geldverlegenheiten der bitterſten Art, eine mächtig überhandnehmende unglückliche Liebe, ſowie die Sehnſucht, ſeine neuen Freunde, darunter Körner, in Leipzig perſönlich kennen zu lernen, trieben ihn aus Manheim fort. Schiller ſelbſt ſchrieb über ſeinen damaligen Zuſtand vor ſeiner Abreiſe an Körner:

„Ich kann nicht mehr in Manheim bleiben. In einer unnennbaren Bedrängniß meines Herzens ſchreibe ich Ihnen. Ich kann nicht mehr hier bleiben. Zwölf Tage habe ich's in meinem Herzen herumgetragen wie den Entſchluß aus der Welt zu gehen. Menſchen, Verhältniſſe, Erdreich und Himmel ſind mir zuwider. Ich habe keine Seele hier, keine einzige, die die Leere meines Herzens füllt, keine Freundin, keinen Freund und, was mir vielleicht noch theurer ſein könnte, davon ſcheiden mich Convenienz und Situation. — Ich muß nach Leipzig und Sie beſuchen. O, meine Seele dürſtet nach neuer Nahrung, nach beſſern Menſchen, nach Freundſchaft, Anhänglichkeit und Liebe. Ich muß zu Ihnen, muß in Ihrem nähern Umgange, in der innigſten Verkettung mit Ihnen mein eigenes Herz wieder genießen lernen und mein ganzes Daſein in einen lebendigern Schwung bringen."

Er reiſte ab und kam am 17. April um die Zeit der Oſtermeſſe in Leipzig an. Er miethete ein kleines Studenten-

ſtübchen und überließ ſich einige Tage ganz dem Eindrucke des geräuſchvollen Meßlebens. Er ſelbſt ſagt hierüber in einem Briefe an Körner: [illegible]

„Wenn Einer, in der großen Welt noch ſehr Neuling, um die Meßzeit zum erſten male nach Leipzig kommt, ſo iſt es, wo nicht verzeihlich, doch wenigſtens ſehr begreiflich, daß er in den erſten Tagen über die Mannichfaltigkeiten, die durch ſeinen Kopf gehen, ſich ſelbſt vergißt.“

Schiller war kaum einige Tage in Leipzig, als er ſchon „unzählige Bekanntſchaften“ gemacht hatte, von denen Weiße, der Verfaſſer des „Kinderfreund“, Moritz, Verfaſſer des „Anton Reiſer“, der Buchhändler Göſchen, Goethe's Kunſtfreund Oeſer, Muſikdirector Hiller, Profeſſor Huber, Theaterdirector Seconda, Jünger, der Theaterdichter, und der berühmte Schauſpieler Reineke die intereſſanteſten waren. Auch einige Kaufmannshäuſer erwähnt Schiller, welche ſeine Bekanntſchaft ſuchten und verehrten. Unter den öffentlichen Localen war es Richter's Kaffeehaus vornehmlich, wo der Dichter ſeine angenehmſte Erholung fand, indem er dort immer „die halbe Welt Leipzigs“ beiſammen traf und ſeine Bekanntſchaften vermehrte. Doch war er von den letztern nicht immer ſehr erbaut.

„Es iſt ſo eine eigene Sache mit einem ſchriftſtelleriſchen Namen“, ſchreibt er; „die wenigen Menſchen von Werth und Bedeutung, die ſich Einem auf dieſe Veranlaſſung darbieten und deren Achtung Einem Freude gewährt, werden nur allzu ſehr durch den fatalen Schwarm Derjenigen aufgewogen, die wie Geſchmeißfliegen um Schriftſteller herumſummen, Einen wie ein Wunderthier angaffen und ſich obendrein gar, einiger vollgeklecksten Bogen wegen, zu Collegen aufwerfen. Vielen wollte es gar nicht zu Kopf, daß ein Menſch, der «Die Räuber» gemacht hat, wie andere Menſchenſöhne ausſehen ſoll.

Wenigstens rundgeschnittene Haare, Kurierstiefeln und eine Hetzpeitsche hatte man erwartet."

Am 24. April, also kaum acht Tage nach seiner Ankunft in Leipzig, raffte sich Schiller zu dem entscheidenden Schritte auf, seine Herzensangelegenheit mit der schönen Margarethe Schwan in Mannheim zur Entscheidung zu bringen. Er schrieb an Margarethens Vater, den Buchhändler Schwan, und hielt um die Hand seiner Tochter an. Die Antwort auf diesen Brief konnte nach den damaligen Posteinrichtungen vor zehn bis zwölf Tagen nicht erwartet werden: in welcher Unruhe, Spannung und Aufregung mochte Schiller die Entscheidung erwarten, welche ein bedeutungsvolles Ereigniß für sein Leben war! Margarethe Schwan war reich; Schiller's äußere Verhältnisse hätten also durch sie eine feste häusliche Grundlage erhalten; welche wichtige Folgen konnten aus diesem äußern Lebensglücke hervorgehen! Schiller freilich, der das Mädchen wahrhaft liebte, war nichts weniger als eben darauf bedacht, den Reichthum seiner Geliebten allein zur Stütze seines künftigen Hauswesens zu machen; mehr als je war er gerade jetzt entschlossen, zur Medicin zurückzukehren, um sich einen äußern Lebenshalt selbst zu schaffen. Dies geht aus den Zeilen deutlich hervor, welche er, voll von süßen Bräutigamshoffnungen, an den Buchhändler Schwan in Mannheim schrieb: „Man pflegt hier in vielen Familien den Sommer auf den benachbarten Dörfern zu campiren und das Land zu genießen. Ich werde auch einige Monate in dem Dorfe Gohlis zubringen, das eine Viertelstunde von Leipzig gelegen ist und wohin ein sehr angenehmer Spaziergang durch das Rosenthal führt. Hier bin ich willens fleißig zu sein, an dem «Don Carlos» und der «Thalia» zu arbeiten, um unbemerkt mich wieder zu meiner Medicin zu bekehren. Ich sehne mich ungeduldig nach dieser Epoche meines Lebens, wo meine Aus-

ſichten gegründet oder entſchieden ſein werden und wo ich meiner Lieblingsneigung blos zum Vergnügen nachhängen kann. Ueberhaupt hab' ich ja die Medicin ehemals con amore ſtudirt — ſollt' ich das jetzt nicht umſomehr können?"

Die Antwort aus Manheim traf ein; ſie lautete abſchlägig. Ohne ſich mit ſeiner Tochter vorher beſprochen zu haben, ſchrieb Herr Schwan zurück, daß er eine Verbindung Schiller's mit ſeiner Tochter nicht wünſchen könne, weil Letztere nicht alle Eigenſchaften beſitze, um ihn glücklich zu machen.

Schiller war tief getroffen; mit dieſer friſchen ſchmerzlichen Wunde zog er von Leipzig nach Gohlis. Es geſchah am 7. Mai 1785; der Dichter ſtand eben im ſechsundzwanzigſten Lebensjahre.

Die perſönliche Bekanntſchaft Schiller's und Körner's fiel auf den 1. Juli deſſelben Jahres, wo Beide in Kahnsdorf zuſammentrafen. Wie ſehr ſie ſich durch dieſes erſte Begegnen erfreut und gehoben fühlten, zeigen ihre Briefe am beſten.

Körner war nach Dresden zurückgekehrt, Schiller nach Gohlis; da ſchrieb Letzterer am 3. Juli dem Freunde in höchſter Bewegung unter Anderm: „Der geſtrige Tag wird mir unvergeßlich bleiben, ſolange ich lebe. In der allgemeinen Gährung meiner Gefühle haben ſich Kopf und Herz zu dem Gelübde vereinigt, den edeln Wettlauf zum höchſten Ziele anzufangen. O wie ſchön und wie göttlich iſt die Berührung zweier Seelen, die ſich auf ihrem Wege zum Göttlichen begegnen. — O, mein Freund! Nur unſerer Freundſchaft war es vorbehalten, uns groß und gut und glücklich zu machen."

Auf den 2. Juli war Körner's Geburtstag gefallen. Schiller ſchreibt dem Freunde, wie er im Kreiſe einiger Vertrauter dieſen Tag gefeiert:

„Deine Geſundheit wurde getrunken. Stillſchweigend ſahen wir uns an (Huber und Göſchen befanden ſich bei ihm), un-

ſere Stimmung war feierliche Andacht und Jeder von uns hatte Thränen in den Augen; ich dachte an die Einſetzung des Abendmahls — «Dieſes thut, ſo oft ihr's trinket, zu meinem Gedächtniß.»“

Schiller führte bekanntlich den Alp der Armuth überall mit ſich und fühlte deſſen Druck auch in Gohlis aufs ſchwerſte.

„Ich habe mich ganz aufgezehrt“ — ſchreibt er eines Tages dem Freunde. Aber ſtatt um ein Darlehn zu bitten, macht er folgenden Vorſchlag. Er will von ſeinem „Fiesco“ und den „Räubern“ verbeſſerte Auflagen machen und die „Räuber“ ſollen außerdem noch ein ganz neues Nachſpiel: „Räuber Moor's letztes Schickſal“, erhalten. Körner, von Hauſe aus wohlhabend, ſoll ſich nun mit Göſchen zur Herausgabe der Stücke verbinden und Schiller eine runde Honorarſumme oder bogenweiſe Bezahlung beſtimmen; auf dieſe Weiſe, meinte er, würde ihm ſchnell und ſo nachhaltig geholfen werden, daß er ſelbſt für ſeinen Freund Huber, der in großen Verlegenheiten war, etwas thun könnte.

Körner, ohne das vorgeſchlagene Geſchäft mit Göſchen einzugehen, ſchickte vielmehr augenblicklich und auf die edelmüthigſte Weiſe Geld und verſprach mehr. „Ein Jahr wenigſtens“, heißt es in Körner's Briefe, „laß mir die Freude, dich aus der Nothwendigkeit des Geldverdienens zu ſetzen.“

Schiller kennt für ſeine Rührung und Freude keine Grenzen. „Für dein ſchönes und edles Anerbieten habe ich nur einen einzigen Dank“, ſchreibt er, „dieſer iſt die Freimüthigkeit und Freude, womit ich es annehme — deine Freundſchaft und Güte bereitet mir ein Elyſium!“

Ende Juli kam endlich Körner nach Leipzig zurück, um wenige Tage darauf ſich mit ſeiner Braut Minna zu vermählen. Das waren nun ſelige Tage, welche Schiller, in

gehobenſter Stimmung, im Freundeskreiſe verlebte. In dieſe Zeit fällt das „Lied an die Freude", welches Schiller auf ſeinem Stübchen in Gohlis dichtete. Hinrichs erzählt als Sage folgende Veranlaſſung zu dieſem Liede:

„Schiller hörte auf einem Morgenſpaziergange durch das Roſenthal in der Nähe der Pleiße aus dem Gebüſch leiſe Worte. Er trat näher hinzu und vernahm das Gebet eines Jünglings, der halbentkleidet in den Fluß ſpringen wollte und zu Gott um Verzeihung für dieſe Sünde flehte. Beſtürzt durch den Anblick eines Zeugen erwiderte er auf Schiller's Fragen: «Zwei Wege ſind mir freigelaſſen mein Leben zu enden; entweder muß ich eines ſchmählichen Hungertodes ſterben oder aus freiem Entſchluß eine ſchnellere und minder qualvolle Todesart wählen.» Er erzählte ihm dann, daß er ein Studioſus der Theologie ſei und ſeit einem halben Jahre nur trocken Brot gegeſſen. Schiller gab, was er von Geld bei ſich trug und nahm ihm das Verſprechen ab, acht Tage nicht an die Ausführung ſeines Entſchluſſes zu denken. Einige Tage darauf erhob ſich der Dichter als Hochzeitsgaſt bei einer anſehnlichen Familie Leipzigs unter den fröhlichen Gäſten, erzählte den Vorfall auf eine begeiſternde Weiſe, nahm den Teller und erntete von den Anweſenden eine reichliche Spende für den Unglücklichen, der dadurch in den Stand geſetzt wurde, ſeine Studien zu beendigen und mit der Zeit ein Amt anzutreten. Voll Freude über das Gelingen dieſer That ſoll Schiller ſein Lied geſungen haben."

Am 7. Aug., dem Vermählungstage Körner's, ſchrieb Schiller gerührt einige Zeilen an das Brautpaar und legte folgendes Blatt bei:

„Heute vor fünftauſend Jahren hatte Zeus die unſterblichen Götter auf dem Olympus bewirthet. Als man ſich niederſetzte, entſtand ein Rangſtreit unter drei Töchtern Jupiter's.

Die Tugend wollte der Liebe vorangehen, die Liebe der Tugend nicht weichen und die Freundſchaft behauptete ihren Rang vor Beiden. Der ganze Himmel kam in Bewegung und die ſtreitenden Göttinnen zogen ſich vor den Thron des Saturnius. «Es gilt nur Ein Adel auf dem Olympus», rief Kronos' Sohn, «und nur Ein Geſetz, wonach man die Götter richtet. Der iſt der Erſte, der die glücklichſten Menſchen macht.» «Ich habe gewonnen», rief triumphirend die Liebe. «Selbſt meine Schweſter, die Tugend, kann ihren Lieblingen keine größere Belohnung bieten als mich — und ob ich Wonne verbreite, das beantworte Jupiter und alle anweſenden unſterblichen Götter.» — «Und wie lange beſtehen deine Entzückungen?» unterbrach ſie ernſthaft die Tugend. «Wen ich mit der unverwundbaren Aegide beſchütze, verlacht ſelbſt das furchtbare Fatum, dem auch ſogar die Unſterblichen huldigen. Wenn du mit dem Beiſpiel der Götter prahlſt, ſo kann ich es auch — der Sohn des Saturnus iſt ſterblich, ſobald er nicht tugendhaft iſt.» — Die Freundſchaft ſtand fern und ſchwieg. «Und du kein Wort, meine Tochter?» rief Jupiter. «Was wirſt du deinen Lieblingen Großes bieten?» — «Nichts von dem Allen», antwortete die Göttin und wiſchte verſtohlen eine Thräne von der erröthenden Wange. «Mich laſſen ſie ſtehen, wenn ſie glücklich ſind, aber ſie ſuchen mich auf, wenn ſie leiden.» — «Verſöhnet euch, meine Kinder», ſprach jetzt der Göttervater. «Euer Streit iſt der ſchönſte, den Zeus je geſchlichtet hat, aber Keine hat ihn verloren. Meine männliche Tochter, die Tugend, wird ihre Schweſter Liebe Standhaftigkeit lehren und die Liebe keinen Günſtling beglücken, den die Tugend ihr nicht zugeführt hat. Aber zwiſchen euch Beide trete die Freundſchaft und haſte mir für die Ewigkeit dieſes Bundes.»"

Leider waren die Tage des Zuſammenſeins mit dem Freunde gezählt. Körner mußte ſeine Stelle in Dresden antreten und

zog am 12. Aug. mit ſeiner Neuvermählten dahin. Schiller begleitete ſie bis Hubertusburg, ſtürzte auf dem Rückwege bei Stötteritz vom Pferde und quetſchte ſich die rechte Hand, was glücklicherweiſe ohne ſchlimme Folgen blieb. Da bald darauf auch Huber, Schiller's lieber Freund, dem Körner'ſchen Paare nach Dresden folgte, ſo lebte nun Schiller ein höchſt einſiedleriſches Leben in Gohlis. „Die ganze Gegend herum", ſchreibt er, „liegt da wie ein ausgeputzter Leichnam auf dem Paradebette, die Seele iſt dahin, ſeit meine Freunde nicht mehr da weilen. Ich gehe an den vorigen Tummelplätzen meiner Freude wie der Reiſende an den Ruinen Griechenlands ſchwermüthig und ſtill vorüber. Nur das Vergangene macht ſie mir theuer."

Aber auch ihm ſollte die Erlöſung bald ſchlagen. Es war verabredet worden, daß Schiller dem Freunde Körner nachkommen und fürder bei ihm leben und dichten ſollte. Dieſe Ausſicht tröſtete ihn nun in ſeiner Einſamkeit und poetiſche Beſchäftigung half ihm hinweg über Tage und Wochen. Unter Anderm dictirte er um dieſe Zeit den „Fiesco", der den 22. Sept. „nach der Veränderung für das Theater" in Leipzig geſpielt werden ſollte.

Der 11. Sept. war endlich der groſſe Tag für Schiller, wo er ſeinem Herzensfreunde nach Dresden nachziehen konnte.

„Wie ſchön liegt die dresdener Zukunft vor meinen Augen", ruft er aus, „wie fange ich jetzt an, mich meines Lebens zu freuen, weil ich es würdig genieſſen will! Ich ſage mit Julius von Tarent: in meinen Gebeinen iſt Mark für Jahrhunderte!"

Am 11. Sept., Nachts um 12 Uhr, war Schiller in Dresden.

„Mit befreundeten Menſchen mußte er ſich umgeben fühlen, wenn er wahrhaft leben ſollte", ſchreibt Karoline von Wolzogen....

Dies ſind in Kürze die Erinnerungen, welche ſich dem Fremden lebendig ins Gedächtniß drängen, wenn er das beſcheidene Erinnerungshaus in Gohlis beſucht.

Wir haben aber, um vielen Verdienſten um dieſes Haus und Schiller's Angedenken gerecht zu werden, hier noch einer bekannten ſehr ehrenwerthen Geſellſchaft — des „Schillervereins" in Leipzig zu gedenken. Im Leben iſt es nicht ſowol von Werth, daß wir mitunter gute Gedanken haben, ſondern daß wir die guten Gedanken ſofort in Ausführung bringen und durch Ausdauer einen guten Zweck damit erreichen.

Der Schillerverein in Leipzig iſt ein Beiſpiel Deſſen, was Liebe und Ausdauer in einer guten Sache vermögen, und dieſes Beiſpiel dürfte an Bedeutung in demſelben Maße gewinnen, als wir in Deutſchland fortfahren, auch geiſtigen Intereſſen praktiſche Zwecke unterzulegen.

Urſprünglich von dem ſchönen Gefühle der Verehrung für Schiller's Genius ausgehend, hat ſich im Jahre 1840 ein empfänglicher Kreis junger und älterer Männer in Leipzig zuſammengethan, um durch mannichfache Kundgebungen das Andenken des großen Dichters lebendig zu erhalten und zu ehren; jede Wiederkehr des Geburtstags deſſelben wurde feſtlich gefeiert, die Stätte in Gohlis, wo Schiller im Sommer 1785 geweilt, wurde ermittelt und mit einer Gedenktafel geſchmückt; eine Schillerbibliothek wurde ferner angelegt, in welcher alle auf Schiller bezüglichen Schriften und namentlich die verſchiedenen Ausgaben ſeiner Werke angeſammelt werden, auf daß dereinſt eine kritiſche Ausgabe derſelben mit der vollſtändigen Angabe aller Veränderungen zuſtande gebracht werden könne, dergleichen in ſo vielen Literaturen vorhanden ſind. Am 7. Aug. 1853 erweiterte der Schillerverein ſeinen Hauptzweck und ſtellte ihn in dem Satze hin: „Die Wirkſamkeit der deutſchen claſſiſchen Literatur in der Nation leben-

dig zu erhalten und insbesondere das Andenken Schiller's zu feiern."

Dieser Zweck ist seitdem namentlich an Schiller's Geburtstage lebhaft in den Vordergrund getreten, indem an diesem Tage zur Feier des deutschen Dichtergenius ausgezeichnete Versammlungen in Leipzig stattfinden, wo durch Reden, Gedichte, Lieder und Sprüche die Herzen in weihevolle Bewegung versetzt werden. Namen wie Blum, Freytag, Gottschall, Gutzkow, Hammer, Herloßsohn, Heydrich, Kühne, Laube und Wuttke befanden sich unter den Festrednern seit der Gründung des Vereins.

Der 9. Mai 1855 als Schiller's 50jähriger Todestag mußte voraussichtlich den Schillerverein in Leipzig zu besondern Kundgebungen bereitfinden, und er ließ es denn auch an würdigen Beweisen seiner Theilnahme nicht fehlen. Außer der ernsten Gedenkfeier im Hôtel de Pologne veranstaltete der Verein auch die Herausgabe eines „Gedenkbuch an Friedrich Schiller", welches die meisten Reden, Gedichte und sonstige Vorträge enthält, die seit der Gründung des Vereins bei den jährlichen Schillerfeierlichkeiten vorgekommen sind. Das Gedenkbuch bringt auch anziehende Mittheilungen von und über Schiller selbst.

Bei dieser Gelegenheit müssen wir an einen Act des Vereins erinnern, welcher in den weitesten Kreisen Deutschlands Interesse erregt hat. Der Schillerverein ernannte nämlich Ehrenmitglieder, deren Namen hier verzeichnet werden mögen.

Ehrenmitglieder wurden: 1) Fürstliche Personen: König Ludwig von Baiern; Großherzog von Weimar; Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha; Großherzogin-Witwe Maria Paulowna (welcher zu Ehren Schiller die „Huldigung der Künste" geschrieben). 2) Schriftsteller und Dichter: Adler-Mesnard in Paris; Graf Auersperg (Anastasius Grün); Arndt; Freiherr von und zu Aufseß; Edward Bulwer-Lytton in London;

Carlyle in London, Verfaſſer eines „Life of Schiller“, auch ſonſt um die Anerkennung deutſcher Literatur in England hoch verdient; Aleſſandro Herculano Carvalho in Liſſabon; Heinrich Döring; Profeſſor Eckardt in Bern; Dr. Kuno Fiſcher in Heidelberg; Freiligrath; Grillparzer; von Hammer-Purgſtall; Haſe in Paris; Hebbel; Hinrichs; Hoffmann von Fallersleben; Kahlert, der mit Hoffmann und Eckart 1840 das Schillerfeſt in Breslau veranſtaltete; Dr. Ernſt Köpke; Köſtlin, Vorſteher des ſtuttgarter Vereins; K. Th. von Küſtner; Maffei in Mailand, Marmier in Paris, Beide Ueberſetzer Schiller'ſcher Dramen; Rückert; Julius Sauppe in Gera; Schloſſer in Heidelberg; Hofrath Schöll in Weimar; Stahr; Dr. Stöber; Karl Töpfer in Hamburg; Uhland; Varnhagen von Enſe; Viſcher; Profeſſor Wachsmuth in Leipzig; F. W. Weber in Weimar. 3) Künſtler: Bildhauer Rietſchel; Kupferſtecher Schwerdgeburth. 4) Schauſpieler und Schauſpielerinnen: Frau Bayer-Bürck; Anſchütz; Frau Crelinger; Dawiſon; Deſſoir; Eduard und Emil Devrient; Genaſt; Grunert; Hendrichs; Frau Rettich; Sophie Schröder; Fräulein Seebach. 5) Folgende Perſonen: Freiherr Georg von Cotta als Verleger der Schiller'ſchen Werke; Geheimer Hofrath Helbig (jetzt †) und Secretär Irgang in Weimar, die Beide zu Jenen gehörten, die Schiller's Leiche mit zu Grabe trugen; Kaufmann Kunze in Leipzig, der als der Sohn eines nähern Freundes von Schiller dieſen noch perſönlich gekannt hat; Staatsminiſter von Watzdorf in Weimar, vorzugsweiſe wol wegen ſeiner Verdienſte um das Zuſtandekommen des Rietſchel'ſchen Goethe- und Schillerdenkmals. Viele bekannte Namen gehören als wirkliche Mitglieder dem Vereine an.

Helbig ſchrieb an den Vorſtand des leipziger Vereins nach Empfang des Diploms: „Wer hätte denken ſollen, daß mir am 13. Mai früh eine ſolche Belohnung zutheil würde, daß

ich in der Nacht zwiſchen dem 12. und 13. Mai im Jahre 1805 theilgenommen an des verewigten Schiller's ſtiller Beerdigung."

Dieſe Zuſchrift iſt nicht allein geblieben; ſeitdem hat der Schillerverein noch andere ehrenvolle Beweiſe der Anerkennung gefunden, auch ſehr werthvolle Geſchenke ſind eingetroffen. Die Tochter Schiller's, Emilie, verheirathete von Gleichen-Rußwurm, überſandte dem Verein eine Locke von Schiller's Haupt, in ein goldenes Medaillon gefaßt. Dieſes Geſchenk begleitete die edle Frau mit folgenden Worten: „Mit freudigem Intereſſe habe ich den Fortgang des Schillervereins zu Leipzig begrüßt und erlaube mir auch, ihm ein theures Andenken zu ſenden, welches gewiß mit Freuden aufgenommen werden wird — eine Locke von meines theuern Vaters, von Schiller's Haupt." Von Schiller's Sohne Karl erhielt der Verein ebenfalls ein dankenswerthes Geſchenk, nämlich vier Siegelabdrücke: 1) das alte Schiller'ſche Familienwappen; 2) Schiller's Siegel bei deſſen Erhebung in den Adelſtand 1802; 3) Schiller's Handſiegel; 4) Siegel des Sohns bei deſſen Erhebung in den Freiherrenſtand 1845.

Der Verein beſaß indeſſen auch ſchon früher mehre Reliquien, von denen einige, wie wir oben erwähnten, im Schillerzimmer zu Gohlis ausgeſtellt ſind, andere mit den eben genannten und einigen Briefen von Schiller als werthvolle Geſchenke bei der Schillerbibliothek in der Wohnung des Buchhändlers Thomas aufbewahrt werden.

Das vom Schillerverein herausgegebene „Gedenkbuch" enthält nun dieſe Briefe und überdies den Abdruck eines Gedichts, das Schiller verfaßt und am Hochzeitsmorgen ſeines Freundes Körner überſandt haben ſoll; wir theilen einige Stellen dieſes bisher unbekannten Gedichts hier mit:

Seinem Freunde Körner.

Heil dir, edler deutſcher Mann,
Heil zum ew'gen Bunde!
Heute fängt dein Himmel an,
Sie iſt da, die Stunde!
Sprich der blaſſen Misgunſt Hohn
Und dem Kampf der Jahre,
Großer Tugend großer Lohn
Winkt dir zum Altare.

Nichts, was enge Herzen füllt,
Was die Meinung weihet,
Was des Thoren Wünſche ſtillt,
Was der Geck oft freiet;
Reichthum nicht und Ahnenruhm
Nicht verbot'ne Triebe —
Nein in dieſes Heiligthum
Führte dich nur Liebe.

Deinem großen Schwur getreu
Trotzeſt du Verächtern;
Männlich ſtolz gingſt du vorbei
An der Mode Töchtern.
Flitterputz und Tändelei'n
Mag der Stutzer lieber;
Doch, du wollteſt glücklich ſein,
Und du gingſt vorüber.

Weiberherzen ſind ſo gern
Käſtchen zum veriren,
Manchen lockt der gold'ne Stern,
Perlen, die nur zieren;
Hundert werden aufgethan,
Neunundneunzig trügen,
Aber nur in einem kann
Die Juwele liegen.

Glücklich macht die Gattin nur,
Die für dich nur lebet
Und mit herzlicher Natur
Liebend an dir klebet;
Die um deiner werth zu ſein,
Für die Welt erblindet
Und in deinem Arm allein
Ihren Himmel findet.

Wenn die ernſte Männerpflicht
Deinen Geiſt ermüdet,
Wenn der Sorgen Bleigewicht
Finſter auf dir brütet,
Falſche Freunde von dir flieh'n,
Feinde dich verhöhnen,
Wetter dir entgegenzieh'n,
Donner um dich dröhnen,

Wenn dein ganzer Himmel fällt,
Wenn dein Engel weichet,
Wenn um dich die ganze Welt
Einer Wüſte gleichet —
O, dann wird ihr ſanfter Blick
Dir Erquickung fächeln;
Die Verzweiflung tritt zurück,
Weicht vor ihrem Lächeln.

Nie wird dieſer Bund vergeh'n,
Keine Zeit ihn mindern,
Schöner wird er auferſteh'n
In geliebten Kindern.
Wenn die Freuden untergeh'n,
Die dir heute ſcheinen,
Wirſt du froh dich wiederſeh'n
In den lieben Kleinen.

Der die Wonne nie gekannt,
Nie der Liebe Gaben,
Den man Vater nie genannt,
Kinderlos begraben;

Wer in Amor's ſüßen Bann
Nie ſich hingegeben,
Was verſpricht der arme Mann
Sich vom andern Leben?

Sei's ein Weiſer, ſei's ein Held,
Still und ſchnell vergeſſen
Schleicht er zu der Unterwelt
Und iſt nie geweſen. —
Freund, du haſt auf Gott vertraut,
Gott hat dich belohnet!
Frage deine frohe Braut,
Wo dein Himmel wohnet.

Unauslöſchlich, wie die Glut
Deiner reinen Triebe,
Unerſchüttert, wie dein Muth,
Stark wie deine Liebe,
Ewig, wie du ſelber biſt,
Daure deine Freude;
Wenn die Sonne nicht mehr iſt
Liebe noch wie heute!

Wir können dieſen Abſchnitt nicht ſchließen, ohne unſere warme Anerkennung auszudrücken für die unermüdete und taktvolle Leitung des Schillervereins durch ſeine gegenwärtigen Vorſtände, Profeſſor Wuttke und Dr. Kühne. Mögen ſie und ihre Nachfolger nicht ermüden, im Intereſſe aller idealen und erhabenen Geiſtesrichtungen den Namen Schiller empor-zuhalten über dem Getöſe materieller Kämpfe, die jetzt die Welt von einem Ende zum andern erfüllen!

5.

Das Erinnerungshaus an Schiller zu Loschwitz.

(Bei Dresden.)

Der 10. Mai 1855 sah Dresden in großer Bewegung. Vom frühen Morgen an waren feierlich gestimmte Menschen geschäftig, sich zu schmücken und Vorbereitungen zu einer Feier zu treffen, die nicht blos für Dresden, sondern für ganz Deutschland von Interesse und Bedeutung war. Die erste Anregung derselben war von Dr. Julius Hammer durch einen in der „Sächsischen Constitutionellen Zeitung" vom 21. April erschienenen Aufsatz gegeben worden, und sein Gedanke hatte sogleich eine so allgemeine warme Theilnahme gefunden, daß dessen Ausführung sich zu einem der edelsten Nationalfeste gestaltete, welche jemals in unserm gemeinsamen Vaterlande begangen worden sind. Es galt, in einer großartigen öffentlichen Kundgebung zu beweisen, daß Schiller, dessen 50jähriger Sterbetag auf den 9. Mai gefallen war, in der Erinnerung seiner Nation, in ihrer Liebe und Verehrung nicht gestorben sei, sondern fortlebe und fortleben müsse, solange noch Herzen lebendig schlagen und Geister fähig sind, erhabene Gedanken zu fassen. In Dresden und dessen Nähe hatte der große Dichterliebling gegen zwei Jahre gelebt und eines seiner

herrlichsten Werke geschaffen: Beweggrund genug, eine ungewöhnliche Erinnerungsfeier zu veranstalten und sichtbare Zeichen der Verehrung an der geweihtesten Stelle seines Aufenthalts und poetischen Wirkens aufzurichten.

Diese Stelle befindet sich zu Loschwitz bei Dresden, im ehemaligen Weinberge Körner's, des unvergeßlichen Dichterfreundes.

Dorthin war denn auch am 10. Mai eine großartige Wallfahrt beschlossen, um — wie von dem Urheber des Erinnerungsfestes vorgeschlagen worden war — an dem Pavillon des Weinbergs eine marmorne Gedenktafel zu enthüllen und zur Erinnerung an den musterhaften Freundschaftsbund Schiller's und Körner's zwei lebende Zeichen zu pflanzen: eine „Schiller-Eiche" und eine „Körner-Linde".

Und siehe da! der Himmel, welcher einige Tage zuvor an Regenschauern unerschöpflich gewesen war, verklärte sein Antlitz an diesem Morgen und gab seinen Segen in holdem Sonnenscheine dazu.

Um 3 Uhr Nachmittags waren alle Vorbereitungen getroffen; am Landungsplatze stand ein Festschiff bereit, die feierliche Wallfahrt zu eröffnen, zwei andere geschmückte Dampfboote bildeten sein Ehrengeleit; zahllos und bunt an der Elbe, auf der Brühl'schen Terrasse und der Brücke gelagert sahen geputzte Menschen auf die Schiffe, und als jetzt ein Böllersignal das Zeichen zur Abfahrt gab, Musik erscholl und das „Lied an die Freude" angestimmt wurde: da zuckte ein Schauer der Rührung und Erhebung elektrisch durch Tausende von Herzen und theilte sich weiter und weiter durch die unzähligen Gruppen von Stadt- und Landbewohnern an beiden Ufern der Elbe bis Loschwitz mit. Während der Fahrt dahin erschollen Böllerschüsse grüßend von den Bergen, brausender Jubelruf empfing das Festschiff aller Orten und mischte sich wunderbar jetzt in einen feierlichen Gesang und in Weber's Jubelouverture, welche auf

dem Festschiff erklangen. Beim Landen in Loschwitz wurden die mit dem Festschiff Gekommenen von der dortigen Liedertafel mit Gesang begrüßt und ein Gesang der dresdener Singakademie erwiderte den Gruß, worauf man zwischen festlich gekleideten, grüne Maien und Kränze tragenden Knaben und Mädchen durch den Garten des Gasthofs und auf der Dorfstraße bis zur geweihten Stätte des „Schillerpavillon" in geordneter Reihe hinanzog. Voraus gingen die zunächst Betheiligten und Eingeladenen und in unabsehbarer Menge folgten die übrigen Theilnehmenden, welche sich theils auf der Straße sammelten, theils in dem benachbarten Weinberge, dem Schillerpavillon gegenüber aufstellten.

Nachdem sich Alles in würdiger Haltung und ohne Zeitverlust geordnet hatte, begann die eigentliche Feier des Tages mit einem von Dr. Hammer gedichteten Liede, welches mit den Worten schloß: „Schirm' dich Gott, du reiner Geist!" Jetzt bestieg der erste Festredner, Dr. Wilhelm Wolfsohn, die mit Frühlingsspenden geschmückte Rednerbühne und sprach:

„Schirm' dich Gott, du reiner Geist! An einer heiligen Stelle versammelt, stimmen wir Alle aus tiefstem Herzen in diesen Schluß des Weihegesangs ein, mit welchem wir sie begrüßen. Heilig ist die Stelle, wo ein reiner Geist eine Spur seiner irdischen Erscheinung hinterlassen; heilig das Gebet, das an solcher Stelle diesen reinen Geist dem Schutze Gottes vertraut. Wir feiern hier die Erinnerung an einen Tag, den vor 50 Jahren nur stumme Trauer oder beredter Schmerz gefeiert. Und heute? Unter den Jubelklängen der «Freude» zogen wir hierher — und wer von uns fühlt es nicht: es ist die Freude, die uns reden macht, die Freude, die in stiller Erhebung unsere Seele füllt! Denn die Erinnerung, der wir heute so festlichen Ausdruck geben, ist die Erinnerung an einen Todestag, dem funfzig Jahre gefolgt sind — funfzig Jahre

der seligsten Gewißheit, der leuchtendsten Beweise, daß ein reiner, segensreicher Geist nicht sterben kann. Wir sehen zurück auf den Heimgang Schiller's, des ewig unter uns Lebenden, und daß wir seines Todes gedenken, gibt uns den beglückenden Trost: auch geschieden von der Erde, kann man ewig auf der Erde leben. Daß dieser Unsterbliche mit uns die Sterblichkeit gemein hatte, mahnt uns Sterbliche, an seiner Unsterblichkeit theilzuhaben. In diesem Sinne begehen wir seine Todesfeier; mit solcher Freudigkeit über sein ewiges Leben in uns feiern wir heute die Erinnerung an sein vergängliches auf dieser Stelle und geben unserer heutigen Erinnerung durch ein sichtlich Zeichen Dauer für spätere Geschlechter. Und werth vor allen ist dieser Ort eines solchen Ehrenzeichens; berechtigt unser Wunsch und unsere Hoffnung, daß spätere Geschlechter es erhalten, es erneuen. Denn wie jeder Ort, wo Er geathmet, eine Werkstätte seines Geistes war, so ging aus diesem seiner Geisteswerke edelstes hervor. Der Genius der Freundschaft, der diese Stelle seines Erdenlebens bezeichnet, hier offenbarte er sich seiner Dichterseele. Dieser Himmel, diese freien Berge, diese reichen Fluren sahen zwei Männer miteinander verbunden — nicht durch ein äußeres Band, nicht durch kleinpersönliche Beziehungen, nicht durch den Trieb genießender Geselligkeit; nein, verbrüdert im Geiste des Großen und Schönen, im strengen Dienste der Wahrheit, in der Hingebung an die Menschheit, in der Liebe zum Vaterlande, im Drang zum Licht und zur Freiheit: Schiller und Körner! — Unter diesem Himmel, auf diesen freien Bergen, diesen reichen Fluren dichtete Schiller seinen Carlos und Posa — jenen Freund, der in den Tod ging nicht für den geliebten Jüngling, für den Königssohn, sondern für seine Liebe zur Menschheit, für seine Hoffnungen auf Bürgerglück, für seinen Glauben an Geistesfreiheit. So ist

dieſer Ort geweiht zu einem Denkmal höchſter Mannesfreundſchaft durch Schiller's Leben, wie durch ſeine Dichtung. Und von heute an leſe Jeder, der hier vorübergeht, in Stein gegraben die Worte: «Hier ſchrieb Schiller bei ſeinem Freunde Körner am Don Carlos.» Und Jeder möge ſie noch tiefer in ſein Herz graben und denke an Poſa und an «die große Meinung ſeines Todes» — und denke an Schiller und an die große Meinung ſeines Lebens! So enthüllet euch vor uns, ihr goldenen Worte der Erinnerung!"

In dieſem Augenblicke ward von Dr. Hammer die Fahne hinweggehoben, welche die — vom Steinmetzmeiſter Uhlemann in Dresden geſchmackvoll gearbeitete und aus freiem Antriebe unentgeltlich gewidmete — marmorne Gedenktafel bisher verhüllt hatte, und Muſik und Böllerſchüſſe begleiteten die feierliche Handlung.

Nun ſollte die Pflanzung der „Schiller-Körner-Bäume" vor dem Pavillon vorgenommen werden; die Singakademie begann einen Weihegeſang von Julius Hammer und als deſſen Klänge verhallt waren, erhob der zweite Redner, Dr. Karl Gutzkow, ſeine Stimme und riß durch folgende Rede die Zuhörer zur Begeiſterung hin:

„Verehrte Freunde! Wenn wir zum Angedenken an den Freundſchaftsbund, der einſt die Veranlaſſung geben konnte, daß Deutſchlands geliebteſter Dichter dieſen kleinen Fleck des Vaterlandes erwählte, um eine ſeiner größten Schöpfungen hier zu vollenden, jetzt noch zwei junge Baumanfänge, eine Eiche und eine Linde, in die Erde pflanzen, ſo läßt ſich fragen: Welches iſt der eigenthümliche Sinn, der in einer ſolchen Form, ſeine Verehrung zu bezeugen, liegen ſoll? Iſt es nur ein äußeres Schmücken, das ſchon im Alterthum die Dryade zur Wächterin der Erinnerungsſtätten machte? Iſt dies Pflan-

zen nur ein besonderer Naturzauber, der Uebles abwehren soll, wie dem alten Germanen die Esche ein Baum fast des Weltgeheimnisses selber war? — Das Säen eines Saatkorns, das spätere Geschlechter ernten sollen, hat hier einen andern Sinn. Erstorben ist das Wort, wenn es nur der Buchstabe noch fesselt, stumm sind Stein und Erz; aber das Flüstern eines vom Wind durchhauchten Blätterdaches, das Wachsen im großen Formentausche der Natur, das Verwelken mit dem Herbste, das Neuerblühen mit dem Frühling — das ist ein so lebendiges Hinüberreichen der Hand, die einen jungen, noch im Winde schwankenden Stamm pflanzte, an die Hand, die aus der schon gewölbten Baumkrone einst ein Zweiglein sich brechen und zum Angedenken dieser Stätte an den Hut stecken kann; ist eine so unmittelbare Zwiesprache der Zeit mit der Zeit, wie der elektrische Strom den Ort gebunden hat an den Ort; ist eine so immer gegenwärtige, tiefgeheimnißvolle Versinnlichung der Stunde, die das erste Erstehen sah, daß unser Herz den spätern Geschlechtern zujauchzen kann: Sind nur die Geister der Natur uns günstige, so wird unser glanzerfülltes Auge der Freude und Erhebung von heute euch Nachgeborenen wie gegenwärtig leuchten müssen — denn das Symbol derselben, das Blatt der Eiche ist dasselbe zu aller Zeit, die Lindenblüte duftet heute wie morgen — ! Wir grüßen die Zukunft durch eine solche Pflanzung und sprechen mit ihr von unserer Freude, von unserm Glück lebendiger und unmittelbarer, als die Versicherung des Grabstichels auf Marmor niederschreiben kann. — An des Avon Ufer, zu Stratford in England, blühte anderthalb Jahrhundert ein Maulbeerbaum. Anderthalb Jahrhundert schlug das Herz der Menschen hier dem wie unmittelbar gefühlten Zauber nach: William Shakspeare war es selbst, der ihn pflanzte, damit er am Abend seiner Tage sein letztes Asyl beschattete. Im Thal von Mont-

morency zitterten Silberpappeln um ein Grab. Der, den es barg, war der ruheloſe Jean Jacques, der unter ihnen von ſeinen Irrfahrten auch noch einige Lebensjahre ausgeruht hatte. Die Lutherbuche auf der Wartburg brauchte nicht wie der Schwarze Fleck künſtlich erneuert zu werden, um an das Aſyl zu erinnern, das einſt hier Junker Jörg bei treuen und vorbedächtigen Freunden fand. Buche, Silberpappel, Maulbeerbaum vergegenwärtigten wie zu unmittelbarer Zwieſprache die Namen und Zeiten, deren Andenken ſie gewidmet waren — und ein Käſtchen von den erſterbenden Zweigen der Lutherbuche, ein einfaches Falzbein aus Rouſſeau's Silberpappeln, eine jener berühmten Yorickdoſen aus dem von einem lächerlichen Bonifaciusnachahmer, dem Pfarrer von Stratford, der den Cultus mit dem anderthalbhundertjährigen Maulbeerſtamm nicht länger dulden mochte, umgehauenen Shakſpeare-Baume, vergegenwärtigte, wie es mit den Thaten der Finſterniß gegen das Licht immer geht, jetzt erſt recht bis in die entfernteſten Gegenden und Zeiten den Ort und die Stunde, wo ein gepflanzter Baum einſt Wache ſtand bei einer großen Erinnerung. — Und ſo möge denn auch uns der ſchöne Traum erfüllt werden, daß zwei Bäume ſpätern Geſchlechtern Kunde geben von dieſen Tagen opfernder Liebe und Verehrung. Funfzig Jahre iſt Schiller todt. Aber wie er ſelbſt die Ceres nur eine Weile klagen läßt, als ihr die Tochter in das Reich der Schatten entführt war; wie er ſie Troſt finden läßt, wenn ſie in dieſen unerbittlichen Schoos der Erde des «Samens gold'nes Korn» ſenkt und aus des Frühlings «jungen Sproſſen» die Hoffnung nimmt:

Daß auch fern von jenem Tage,
Wo die Schatten traurig zieh'n,
Liebend noch der Buſen ſchlage,
Zärtlich noch die Herzen glüh'n —

ſo iſt auch dieſe Erinnerung an den Tod des Dichters uns zur Auferſtehungsfreude geworden, zur Freude, gemeinſam Schiller's Andenken huldigen zu können, zur Freude gerade für dieſe Stadt, einen der ſchönſten Punkte ihrer Nachbarſchaft:

Wo die goldene Ceres lacht
Und Pan, der Flurenbehüter —

immer mehr noch zur Weihestätte einer bekannten Erinnerung an ihn und die Gaſtlichkeit ſeines edeln dresdener Freundes Körner erheben zu können. Und daß wir wärmer noch als nur mit Marmor und eiſerner Klammer von dieſer Erneuerung eines ſchönen Gedenkens den ſpätern Geſchlechtern reden können, dazu verhilf uns, mütterliche Erde, und hüte dein nach kurzem Raube dir wiedergegebenes Eigenthum! Halte ſie feſt die Wurzeln der jungen Stämme, daß ſie Kraft gewinnen, den Stürmen zu trotzen! Ihr Lüfte, launiſche, deren Gunſt jedoch der heitere Lyäus in dieſen ſonnenbeſchienenen Rebgeländen ſo oft ſich ſchmeichelnd abzugewinnen verſteht, umfächelt die jungen Sproſſen milde und ſchonend! Und du, leuchtendes Geſtirn des Tages, ſchenke ihnen deine mildeſten Strahlen, daß ſie die Hoffnung unſerer Herzen nicht täuſchen, ſondern als Schiller-Eiche und Körner-Linde, als Baum der That und Baum der Liebe, wachſen, blühen und gedeihen!"

Die von Hofrath Damm und Kreisdirector Müller vollzogene Pflanzung der ſymboliſchen Eiche und Linde wurde von dem Geſange der letzten Verſe des erwähnten Weiheliedes begleitet. Dann trat der dritte Feſtredner, Dr. Berthold Auerbach, auf und ſprach folgende bedachte kräftige Worte:

„Welch ein Wort iſt es, das den Meiſter des Wortes, welch ein Gedanke, der den Schöpfer der edelſten Gedanken preiſen könnte? Es iſt in Einem das Dankeswort!

Und dieſes reicht hinan zu dem Höchſten, das ſich dem Auge der Erkenntniß offenbart. Wir ſind hier heraufgetreten Einer nach dem Andern, nicht um zu ſagen wer Schiller war, denn das hat er ſelber tauſendfältig feſtgeſtellt; wir wollen nur andeutend ein Jeder von uns in ſeiner Weiſe ſagen, was er für ihn war und iſt. — Und nach uns könnten noch Tauſende heraufſtreten und ein Jeder könnte aufs neue ſagen, was er ihm iſt. Denn ein ſolcher Genius wie Schiller gleicht der Sonne hier über uns; ſie ſcheint hernieder auf Baum und Strauch, auf Halm und Blume, und ein Jedes empfängt den Strahl des Lichts und der Wärme, und in einem Jeden entfaltet er eigenes beſonderes Leben. Die Sonne aber bleibt in ſich ewig Lichtes und Glanzes voll und der Dank, den Die ausſprechen, die ſich deſſen erquicken; beſteht darin, daß ſie dadurch werden, was ſie zu werden beſtimmt ſind. — Und daß ein Jeder an ſeine heilige Beſtimmung glaube und daß er an die heilige Beſtimmung des Ganzen glaube, das war es, was Schiller zum Verkündiger des ſchönſten Glaubens machte, eines Glaubens, der thatvoll wirkt, denn er iſt nicht eingeengt von Symbolen und Satzungen; es iſt der Glaube an die Menſchenhoheit. Friedrich Schiller war ein Prophet, ja noch mehr, er war ein Tempel dieſes Glaubens und er ließ Geſichte erſtehen vor unſerm Auge, auf daß wir gleich ihm und durch ihn empfangen den Glauben an die Menſchenhoheit inmitten aller Wirrniß und Verzerrung, daß wir glauben an die ſiegende Macht des Guten und Schönen, an den Triumph des reinen Gedankens, an den Triumph der Freiheit in der Geſchichte. Schiller ging in der Welt umher wie in einem Tempel, weil er ſelber war ein Tempel des reinen Geiſtes. Man kann Dies und Das über die äſthetiſche Vollendung einzelner Schöpfungen ſagen, das aber ſteht über allem Zweifel: in Schiller

ſelber zeigte ſich die ethiſche Vollendung des Menſchenthums. Er ſelber erweiſt in ſich die Schönheit, die Reinheit und Hoheit, und darum iſt er ſelber die allzeit verehrte, mit Begeiſterung und Andacht geliebte Geſtalt; alle ſeine Ausſtrahlungen fließen wieder auf ihn zurück und machen ihn ſelber zu dem Genius deutſcher Innigkeit und allumfaſſender Liebe. — Er ſchuf die hohen Geſtalten nach ſeinem Ebenbilde, und in allen tritt ſein hohes Urbild rein und keuſch heraus. In ihm zeigte ſich die intellectuelle Keuſchheit des Menſchenthums, er wußte ſie in ſich zu erhalten und darum nach außen zu geſtalten; und Menſchen erſtehen vor unſerm Auge, die nicht gemeſſen ſein wollen nach landläufigen äußerlichen Maßen, ſondern das innerſte erweiſen, das Geſetz des reinen, von keiner Trübung gehemmten ewig menſchlichen, des allgemeinen und darum wahren Lebens. Der große Genoſſe Schiller's ruft im Gedenken an den edeln Freund:

Und hinter ihm im weſenloſen Scheine,
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine.

Was aber iſt das Gemeine? Man kann ſich leicht damit abfinden, wenn man antwortet: die platte Wirklichkeit; aber eben in dieſer hochmüthig angeſehenen Wirklichkeit ruht der Geiſt und er harrt nur ſeines Erlöſers, der da ſpricht: Du biſt da und erhebe dich! — Was iſt das Gemeine, über das Schiller ſich ſelbſt und uns mit ihm erhob? Das Gemeine iſt der Egoismus, iſt die geſetzloſe Willkür; ſei es die, die die Menſchenhoheit nicht kennt, ſei es die, die ſie misbraucht und unterjocht. Und weil ſich Schiller darüber erhoben hatte, darum war er ein Dichter des Vaterlandes und der Freiheit! Wer da nicht liebt das Vaterland und die Freiheit, der hat nicht ein Recht, ſich zu nennen einen Vaterlandsgenoſſen und einen Freund Schiller's. Und weil Schiller allzeit ſtand «auf

der Menschheit Höhen», darum wollte er auch kein Verdrängen von Philosophie und Poesie, denn sie sind Eins wie Licht und Wärme, die im Sonnenstrahl gebunden sind. Und weil Schiller das Gemeine hinter sich gelassen und sich zum Allgemeinen erhoben hatte im Denken und Gestalten, in Schönheit und Thatkraft, darum ist er der Dichter des Vaterlandes und der Freiheit. Es ist heute ein halb Jahrhundert, als die erkaltete Leiche Dessen, der uns hier zusammengeführt, über der Erde stand. — Lassen Sie uns noch einen flüchtigen Blick auf sein Ringen und Kämpfen werfen. Er rang mit der Erscheinungswelt und der Geist siegte, und er rang — in Noth und Sorge. Er ist am gestrigen Tage an einer Brustentzündung gestorben, er hatte diese Brust gemacht zum Altar, auf dem die höchste Flamme des Geistes brannte, und sie ward davon verzehrt. Es hat etwas Rührendes, wenn er in dem Jahre, bevor er hier das Asyl der Freundschaft bei seinem Freunde Körner fand, wenn er im Jahre 1784 bei Herausgabe der «Rheinischen Thalia» sich vertrauensvoll der Hülfe der Nation übergibt. «Etwas Großes wandelt mich an», sagt er — «Etwas Großes wandelt mich an bei der Vorstellung, keine andere Fessel zu tragen als den Ausspruch der Welt — an keinen andern Thron mehr zu appelliren als an die menschliche Seele. Den Schriftsteller überhüpfe die Nachwelt, der nicht mehr war als seine Werke, und gern gestehe ich, daß bei Herausgabe dieser ‚Thalia' meine vorzügliche Absicht war, zwischen dem Publicum und mir ein Band der Freundschaft zu knüpfen.» — Er war mehr als seine Werke und doch waren seine Werke so erhaben groß. Das ist seine menschliche Vollendung. — Die Nation hat sein Vertrauen nicht erfüllt, er starb in Sorge und Noth. An den großen Verklärten, dessen Geist wir hier mitten unter uns anrufen, an ihn läßt sich die Schuld nicht mehr abtragen,

und ein Gefühl der Erlöſung von der Schuld, ein Gefühl des Dankes iſt es, wenn wir daran denken, um ſeines Namens und ſeines Geiſtes willen Denen zu helfen, die gleich ihm der Wahrheit, der Schönheit dienen. Man kann darüber ſpotten und ſagen: Es werden keine Schiller ſein, die die Wohlthaten der Stiftung genießen, die heute und fortan durch alle Zeiten den ringenden Geiſtern die ſtützende Freundeshand bieten ſoll; aber was man der Geringſten Einem thut, der dem hohen Geiſte folgt nach Maßgabe ſeiner ihm verliehenen Kraft, das iſt dem ewigen Geiſte ſelbſt geſchehen, der im Unſcheinbaren, wie im majeſtätiſch Großartigen ſich offenbart. Sprechen wir hier im Namen des deutſchen Volkes den Vorſatz aus: Wir wollen nicht ablaſſen, bis den ringenden Geiſtern eine ſorgloſe Stätte für die Tage der Noth bereitet ſei, ſo wohlthuend, ſo erquickend, wie ſie einſt hier Schiller bei ſeinem Freunde Körner fand; und das ſoll die Schillerſtiftung ſein! Und ſo rufen wir: Es lebe der Geiſt Schiller's, der da iſt der Geiſt der Liebe zum Vaterlande, zur Freiheit. Und von hier ausgehend möge fortan ſorglos die dichteriſch bewegte Bruſt die Phantaſiegeſtalten ſich ſeinem Auge nahen laſſen und ſie feſtbannen. Die Schillerſtiftung ſei die Hebe für den Dichter der Gegenwart und der Zukunft, ſie

Netz' ihm die Augen mit himmliſchem Thaue,
Daß er den Styx, den verhaßten, nicht ſchaue."

Den Schluß der Feier bildete der Geſang der von C. A. G. Riccius ſehr wirkungsvoll componirten Dithyrambe von Schiller:

Nimmer, das glaubt mir,
Erſcheinen die Götter,
Nimmer allein u. ſ. w.

Unterdeſſen wurde im Pavillon das Gedenkbuch aufgelegt, welches mit der Beſtimmung zu Einzeichnungen von Namen

und Sinnsprüchen von Advocat Siegel hierhergeschenkt worden war; die Einzeichnungen erfolgten auch nebst ansehnlichen Geldspenden so zahlreich als möglich. Nach der Beendigung der Hauptfeier entfaltete sich in Loschwitz und Umgebung die heiterste Geselligkeit; vom Burgberge herüber, aus Loschwitz und Blasewitz lockte Concertmusik. Allgemein war noch die lauterste Freude, als das Zeichen zur Abendheimfahrt auf den Dampfbooten gegeben ward. Sie erfolgte nach 8 Uhr. Magisch beleuchtet stieß das Festschiff vom Lande, gefolgt von einem zweiten; die Lüfte erbebten von den Zurufen der Heimkehrenden und Bleibenden. Herrlich war jetzt der Anblick des Schillerpavillon und des nachbarlichen Weinbergs, welche beide in bengalischem Feuer glänzten; auch deren sonstige Umgebung leuchtete in wechselnden Farben und dazu riefen wieder Böller von den Bergen, ihre weithintönenden Stimmen mit dem Jubel von Musik und dem Gesange glücklicher Menschen mischend. Als sich die Schiffe in Dresden dem Ufer näherten, wurde das „Lied an die Freude" wieder allgemein angestimmt und beim Anlanden brachen die vielen Tausende von Zuschauern in wiederholtes dahinbrausendes Lebehoch „unserm Schiller!" aus — der Nachhall der Todesfeier löste sich in frohe Harmonie des Lebens.

Die Jubelklänge sind verrauscht; das festliche Gedränge ist verschwunden; — still und nachdenklich tritt jetzt der von Dresden kommende Wanderer vor ein Haus, das, wenige Schritte von Loschwitz entfernt, neben dem Wiesenpfade des rechten Elbufers dasteht. Es ist das einstige Weinberghaus Körner's, am 10. Mai 1855 einer der hauptsächlichen Punkte des eben geschilderten Festes. Man zieht die Glocke, freundlich wird um das Begehr gefragt und sobald der Wunsch, den Schillerpavillon zu sehen, ausgesprochen ist, wird artig Einlaß ge-

währt. Man ſchreitet eine Treppe hinauf, gelangt in eine reinliche Hausflur und tritt von da in den Garten, der mit dem erſten Stockwerke des Hauſes in gleicher Linie beginnt. Ein Schlüſſel zum Schillerpavillon wird bereitgehalten und ein Dienſtbote oder die „Weinbergfrau" geleitet den Fremden einen reinlichen Gartenweg aufwärts.

Der Schillerpavillon befindet ſich am oberſten Punkte des Weinbergs und wird auf einem ziemlich ſteilen Treppenpfade erreicht. Hier angekommen, wirft man zuerſt einen Blick auf die am 10. Mai gepflanzte Schiller-Eiche und Körner-Linde und eilt dann in den Pavillon ſelbſt, wo Schiller vornehmlich am „Don Carlos" gearbeitet und ihn vollendet hat.

Das Innere des Pavillon iſt von aller häuslichen Einrichtung entblößt; nur an der Wand, der Thür gerade gegenüber, befinden ſich folgende auf Schiller bezügliche Gegenſtände der Verehrung und Liebe. Zu oberſt hängt in Glas und Rahmen das Bruſtbild Schiller's, umgeben von einem Lorberkranze, den unten ein weißes Band durchwindet mit der Aufſchrift: „Geben Sie Gedankenfreiheit!" Unter dieſem Bilde befindet ſich ein lithographirtes Bildniß von Schiller mit folgendem Facſimile:

Wie der Quell aus verborgenen Tiefen,
So des Sängers Lied aus dem Innern ſchallt
Und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,
Die im Herzen wunderbar ſchliefen!

Auch dieſes Bild iſt bekränzt und ein Gedicht von ehrender Hand iſt zwiſchen das Grün und Band der Umkränzung geſteckt. Wir ſind nun bei dem kleinen Tiſche angelangt, welcher an derſelben Wand ſteht. Drei Albumbände liegen hier. Der eine iſt, wie erwähnt, gelegentlich des großen Feſtes am 10. Mai hierhergeſchenkt worden und enthält als erſte Einzeichnung einen Namen, welcher ſtets mit Hochachtung

genannt werden wird: den der Frau Johanna Helmke aus Hamburg. Die Festordner am 10. Mai hatten mit rühmlichem Takte diese erste Einzeichnung veranlaßt. Denn die würdige Frau hatte auf einer Durchreise in Dresden vernommen, daß man mit der funfzigjährigen Todesfeier Schiller's die Gründung einer Stiftung verbinden wolle, die unter dem Namen „Schillerstiftung" verdienstvolle, im Geiste des großen Dichters wirkende Schriftsteller und deren Familien unterstützen und in bedenklichen Lagen sorgenlos machen solle; sofort zeichnete sie den namhaften Beitrag von 1000 Thalern. Sie mußte wie jeder Gebildete von der Ueberzeugung durchdrungen sein, daß es unserer Zeit und einer Nation, wie der deutschen, nicht nur angemessen, sondern daß es Pflicht sei, ihre für Schönes und Edles wirkenden Dichter vor den Sorgen des Lebens, diesen verheerenden Seuchen des Geistes, zu bewahren. Nicht zufälliger Freundschaft, wie bei Schiller, oder demüthigender Privatunterstützung soll es überlassen bleiben sich einzelner Talente anzunehmen: nein, die Vorsorge der ganzen Nation soll bestrebt sein, ein großes und ehrendes Asyl zu jeder Stunde bereitzuhalten. Das Beispiel der edeln Frau aus Hamburg hat angefangen, im deutschen Vaterlande rühmliche Nachahmung zu finden; viele und bedeutende Beiträge sind eingegangen und fahren fort von allen Seiten beizufließen. Möge Deutschland im Jahre 1859, am hundertjährigen Geburtstage Schiller's, wo die ersten Belohnungen der Stiftung ausgetheilt werden, sagen können:

„Nicht nur die hochherzigen Ideen deiner Werke, erhabener Meister, auch die Betrachtung deines Lebens hat uns zu Vortrefflichem angetrieben; siehe, ein reiches Haus der Fürsorge für lebende und kommende Talente haben wir aufgerichtet, es führe deinen Namen und dauere zu deiner Ehre für alle Zeiten!..."

Iſt der Fremde mit dem Durchblättern des Album zu Ende, ſo hat er eigentlich das Betrachtenswerthe im Schillerpavillon geſehen. Er tritt jetzt an eines der Fenſter am Tiſch, öffnet es und blickt nach der am 10. Mai enthüllten Marmortafel, welche am Fuße des Pavillon, nach der Straße zu, befeſtigt iſt; die ſchon erwähnte Inſchrift lautet:

Hier ſchrieb
Schiller bei ſeinem Freunde Körner
am
Don Carlos
1785. 1786. 1787.
Errichtet im Mai 1855.

Unten führt der Dorfweg zwiſchen Weingärten vorüber. Die Gedenktafel iſt alſo hier am rechten Platze, wo ſie der Wanderer ſtets vor Augen hat als erinnerndes Zeichen: welch ein hoher Gaſt hier in den Armen der Freundſchaft geruht und an einem ſeiner hinreißendſten Werke geſchaffen!

Der Beſucher des Schillerpavillon wird nun erſt die rechte Muße finden, ſein Auge der Ausſicht auf Dresden und der jenſeit der Elbe ſüdoſtwärts hinziehenden Hügel- und Bergkette mit Behagen zu widmen. Wie oft mag Schiller's ſtillſinnendes oder begeiſtertes Auge auf dieſem bezaubernden Bilde geruht haben!

Dem Fremden ſteht es gewöhnlich frei, ſich gleich neben dem Pavillon durch ein Pförtchen zu entfernen. Doch dürften es Viele vorziehen, den Weinberg wieder hinabzuſteigen, um ſich noch einmal das Haus anzuſehen, wo ja Schiller eigentlich gewohnt und mit Körner's Familie meiſt verkehrt hat. Jetzt iſt das Haus Eigenthum von Fräulein Agnes von Gutſchmidt, und man darf es dieſer edeln Beſitzerin hoch anrechnen, daß ſie den ſtillen Wanderer ſo bereitwillig und

freundlich zur Erinnerungsstätte des großen Dichters gelangen und hier weilen läßt.

Das Pförtlein des Hauses ist nun hinter dir wieder ins Schloß gefallen und du gehst bewegt und nachdenkend deine Straße. Es freut dich, von Schiller's Leben und Dichten an diesem Orte und in Dresden so Manches, vielleicht alles Bekanntgewordene zu wissen; aber lieb wäre es dir doch, gleich an der Schwelle dieser geweihten Stätte ein Büchlein aufschlagen zu können, welches dir in Ordnung das Beste wieder frisch vor Augen führte.

Nun denn, hier hast du, was du suchest: zwar keine neuen Entdeckungen, aber Auskunft über alles Wesentliche aus Schiller's Leben und Schaffen in Loschwitz und in Dresden.

„Zwölf Uhr Nachts war es, als wir über die Brücke fuhren. Ich sah hinter mir in der Neustadt, in der Gegend, wo ich Körner's Haus vermuthete, einige Häuser erleuchtet und mein Herz wollte mich bereden, daß Körner's darunter war. Im Goldenen Engel traten wir ab."

So kündigte der Dichter in einem Briefe an Huber seine Ankunft in Dresden an, welche am 12. Sept. 1785 erfolgte.

Am folgenden Morgen schrieb er seinem Freunde Körner:

„Vom Goldenen Engel, Nr. 1, eine Treppe.

„Guten Morgen in Dresden, lieber Körner! Die vorige Nacht um 12 Uhr kam ich hier an. Da ich nicht weiß, ob du in der Stadt oder im Weinberge zu finden bist, so schicke ich dieses Billet nach deinem Hause. Sei so gut und schicke mir vor allen Dingen den Burschen zu, weil ich ihn brauche. Laß mich durch ihn zugleich erfahren, gegen welche

Zeit ich euch Drei allein beisammen finden kann. Deine Frau und Dorchen grüße tausend mal. Wie schlägt mir das Herz, euch wieder so nahe zu sein, euch sobald wiederzusehen!"

Ueber das erste Wiedersehen erfahren wir nun Einiges aus dem schon erwähnten Briefe an Huber:

„Der Bediente brachte mir Grüße von den Weibern und Körner war noch bis 1 im Collegium. Ich ließ mich in einer Portechaise hintragen, weil es ganz entsetzlich regnete, und die Freude unsers Wiedersehens — und eines *solchen* Wiedersehens — war himmlisch."

In demselben Schreiben heißt es weiter:

„Was bisher meine heißesten Wünsche erzielten, hab' ich nun endlich erlangt. Ich bin hier im Schooße unserer Lieben aufgehoben wie im Himmel. In der jetzigen Fassung meines Gemüths kenne ich keine andere Besorgniß mehr als die Furcht vor dem allgemeinen Loos der zerstörenden Zeit. Ich *schreibe dir auf meinem Zimmerchen im Weinberg*, über mir höre ich unsere lieben Weiberchen herumkramen in häuslichen Geschäften und mitunter auf dem Klavier klimpern. Wie viel Stimmung gibt mir das zu einer Unterhaltung mit dir!"

Diese Zeilen sind also bereits in Loschwitz im Wohnhause Körner's geschrieben. Bald darauf wurde dem Dichter der als „Schillerpavillon" erwähnte Gartensaal angewiesen, wo er seinen Studien und dichterischen Arbeiten ungestört mit ganzer Muße nachhängen konnte. Von den mannichfaltigen Arbeiten, welche wir später nennen werden, sind hier viele angefangen, fortgesetzt oder ganz vollendet worden. Als die wichtigste poetische Schöpfung, welche hier fortgesetzt und ein Jahr nach seiner Ankunft vollendet worden ist, wird das Trauerspiel „Don Carlos" genannt.

Schiller war eigentlich hier zum ersten male wieder, seitdem er das Aelternhaus verlassen, im dauernden Genusse eines wahren

Familienlebens. Er genoß auch mit vollen Zügen das Behagen einer Umgebung, welche ihn verehrte und liebte, pflegte und anregte und welche ihn, wenn er von anstrengenden Arbeiten ausruhen wollte, angenehm zerstreute.

Namentlich war es sein Körner, mit welchem er gern verkehrte und mit welchem er in täglichen Gesprächen seine liebsten Ideen durcharbeitete. Wie lebhaft, wie gründlich dieser mündliche Austausch der Freunde oft gewesen sein mag, ersehen wir am besten aus den reichhaltigen Mittheilungen, welche ihre Briefe enthalten, so oft sie getrennt waren.

Man hat mit Recht den Einfluß, welchen Körner's reicher und klarer Geist auf Schiller's feurigen Genius hatte, als einen sehr bedeutsamen gewürdigt. Schiller selbst schildert zwei Jahre später den Freund als einen Mann, dessen Herz nie auf einem falschen Klang überrascht wird, dessen Verstand richtig, uneingenommen und kühn ist und dessen ganzes Wesen eine schöne Mischung von Feuer und Kälte darstellt. Welch ein trefflicher Geistesgenosse für unsern noch in stürmischer Entwickelung begriffenen Dichter! Ideen, welche sich Schiller's jugendlichem Gemüthe noch brausend und gährend entrangen, gingen durch Körner's ruhigen Kopf, um fruchtbar und geordnet zum Dichter zurückzukehren.

Waren die beiden Freunde mit Dem zu Ende, was ihren Geist im Großen und Innersten besonders bewegte, dann harrte ihrer eine erfreuliche Abwechselung im Umgang mit zwei talentvollen und liebenswürdigen Frauen des Hauses, der Gattin Körner's und deren Schwester.

Aber auch, was sonst durch Geist und Streben in Dresden sich bemerkbar machte, erschien in Körner's Hause und erweiterte von Zeit zu Zeit den heitern Familienkreis zu einer anregenden Versammlung. Es war für Schiller's äußere Anschauungen nicht ohne Nutzen, daß Körner als Staatsdiener

gezwungen war, trotz ſo mancher läſtiger Formen auch Elemente der „großen Welt“ herbeizuziehen.

Allein die vielen Gelegenheiten, mit der ſogenannten feinen und vornehmen Welt in Dresden näher in Verbindung zu treten, war der Dichter nicht verſucht zu benutzen; ihn ſchreckte wie eine Tyrannei für ſtrebende Geiſter das eiſerne Herkömmliche in den damals herrſchenden alten Formen, welche Abgemeſſenheit und Steifheit ſelbſt auf Geſpräche übertrugen und Jeden, der ihre Grenzen nicht ſtreng einhielt, mit Tadel und Misdeutungen bedrohten.

Selbſt von jener geſelligen Anregung, welche durch das Zuſammenſtrömen von Fremden aus allen Weltgegenden in Dresden hervorgebracht wurde, ſchien unſer Dichter wenig erfaßt worden zu ſein.

Ueber Schiller's geiſtige Thätigkeit im Hauſe Körner's bei Loſchwitz und in Dresden (wo er gewöhnlich im Fauſt'ſchen Hauſe auf dem Kohlmarkt der Neuſtadt wohnte) hat uns Körner ſelbſt eine überſichtliche Mittheilung hinterlaſſen.

„«Don Carlos»“, heißt es darin, „wurde hier nicht nur geendigt, ſondern erhielt auch eine ganz neue Geſtalt. Schiller bereute oft, einzelne Scenen in der «Thalia» bekannt gemacht zu haben, ehe das Ganze vollendet war. Er ſelbſt hatte während dieſer Arbeit beträchtliche Fortſchritte gemacht, ſeine Foderungen waren ſtrenger geworden und der anfängliche Plan befriedigte ihn ebenſo wenig als die Manier der Ausführung in den erſten gedruckten Scenen. Der Entwurf zu einem Schauſpiel «Der Menſchenfeind» und einige davon vorhandene Scenen gehören auch in dieſe Periode. Von kleinern Gedichten erſchienen damals nur wenige. Schiller war theils zu ſehr mit der Fortſetzung ſeiner Zeitſchrift beſchäftigt, theils war in ihm der Wunſch rege geworden, durch irgendeine Thätigkeit außerhalb des Gebiets der Dichtkunſt eine

unabhängige Existenz zu gründen. Er schwankte einige Zeit zwischen Medicin und Geschichte und wählte endlich die letzte. Die historischen Vorarbeiten zu «Don Carlos» hatten ihn auf einen reichhaltigen Stoff aufmerksam gemacht, den Abfall der Niederlande unter Philipp dem Zweiten. Zur Behandlung dieses Stoffes fing er daher an Materialien zu sammeln. Auch beschloß er damals Geschichten der merkwürdigsten Revolutionen und Verschwörungen herauszugeben, wovon aber nur ein Theil erschien, der von Schiller selbst etwas enthält. Cagliostro spielte damals eine Rolle in Frankreich, die viel Aufsehen erregte; unter Dem, was von diesem sonderbaren Manne erzählt wurde, fand Schiller manches brauchbar für einen Roman, und es entstand die Idee zum «Geisterseher». Es lag durchaus keine wahre Geschichte dabei zugrunde; sondern Schiller, der nie einer geheimen Gesellschaft angehörte, wollte blos in dieser Gattung seine Kräfte versuchen. Das Werk wurde ihm verleidet und blieb unbeendigt, als aus den Anfragen, die er von mehren Seiten erhielt, hervorzugehn schien, daß er blos die Neugierde des Publicums auf die Begebenheit gereizt hatte. Sein Zweck war eine höhere Wirkung gewesen..."

Die gehobene frohe Stimmung, welche unsern Dichter so sehr beglückte, als er Dresden zum ersten male betrat, sollte leider für die Dauer nicht die herrschende bleiben; Hypochondrie und heftige Aufwallungen wechselten bald in seinem Gemüthe ab und die Gründe dieser Erscheinung lagen den Freunden ziemlich offen da.

Abgesehen von jener melancholischen Beigabe, womit die Natur alle tiefern Gemüther zu bedenken pflegt, hatte Schiller noch schwer zu ringen mit der fort und fort wiederkehrenden Sorge um die Gründung seiner künftigen Existenz; auch war die Wunde noch immer offen, welche ihm sein Ver-

hältniß zur Margarethe Schwan geschlagen und selbst die lebhafte Theilnahme an dem traurigen Geschick seiner Freundin Frau von Kalb verfehlte nicht, ihm viele trübe Stunden zu bereiten.

Doch hatte unser Dichter auch manche Augenblicke, wo eine heitere Laune bei ihm durchgriff und wo sich dann sein Talent für das Komische sehr bezeichnend geltend machte.

Ein „kleines Lustspiel“, welches Schiller für den Körner'schen Familienkreis geschrieben, datirt aus jener Zeit; auch zeigen manche seiner Briefe aus jenen Tagen ein starkes humoristisches Element. Allein am bekanntesten ist jenes komische Gedicht geworden, welches Schiller unter dem Titel „Unterthänigstes Promemoria an die Consistorialrath Körner'sche weibliche Waschdeputation, eingereicht von einem niedergeschlagenen Trauerspieldichter in Loschwitz“ verfaßt hat. Die Veranlassung war folgende: Die Körner'sche Familie hatte eine Herbstfahrt gemacht, und die Appellationsräthin, in der Voraussetzung, daß Schiller mitfahre, hatte den Keller und alle Schränke verschlossen. Schiller, der indessen zurückgeblieben war, um an seinem „Don Carlos“ zu arbeiten, saß nun ohne Speise und Trank über seinem Trauerspiele, und unter seinem Fenster plätscherte eine große Hauswäsche. In lustiger Verzweiflung dichtete er nun unter dem angeführten Titel die folgenden Verse:

Dumm ist mein Kopf und schwer wie Blei,
Die Tabaksdose ledig,
Der Magen leer — der Himmel sei
Dem Trauerspiele gnädig!

Ich kratze mit dem Federkiel
Auf den gewalkten Lumpen;
Wer kann Empfindung, wer Gefühl
Aus hohlem Herzen rumpen?

Fern'r soll ich gießen aufs Papier
Mit angefror'nem Finger —
O Phöbus, haßest du Geschmier,
So wärm' auch deinen Jünger.

Die Wäsche klatscht vor meiner Thür,
Es plärrt die Küchenzofe,
Und mich, mich führt das Flügelthier
Zu König Philipp's Hofe.

Ich steige muthig auf das Roß,
In wenigen Secunden
Seh' ich Madrid; am Königsschloß
Hab' ich es angebunden.

Ich eile durch die Galerie
Mit schnellem Tritt, belausche
Dort die Prinzessin Eboli
Im süßen Liebesrausche.

Jetzt sinkt sie an des Prinzen Brust
Mit wonnevollem Schauer,
In ihrem Auge Götterlust
Und in dem seinen Trauer.

Schon ruft das schöne Weib: Triumph!
Schon hör' ich — — Tod und Hölle!
Was hör' ich? Einen nassen Strumpf
Geworfen in die Welle.

Und hin ist Traum und Feerei,
Prinzessin, Gott befohlen!
Der Henker mag die Dichterei
Beim Hemdewaschen holen.

F. Schiller, Haus- und Wirthschaftsdichter

Stunden der Einsamkeit brachte unser Dichter gern in freier Natur zu. Eine seiner liebsten Erholungen war es dann, auf einer Gondel den Strom hinabzufahren und zwar

nicht selten während eines Gewitterſturmes, wo die Wellen ſich drohend hoben und die Natur im heftigſten Kampfe lag. Ein ſchmetternder Donnerſchlag ſoll ihm hier ein Bravo! an die Natur abgelockt haben, das in den „Räubern" von Effect geweſen wäre. Ohnehin fand Schiller die Elbgegend um Dresden voll Aehnlichkeit mit ſeiner ſchwäbiſchen Heimat. „Die Elbe", ſchrieb er an Huber, „bildet eine romantiſche Natur um ſich her, und eine ſchwefterliche Aehnlichkeit dieſer Gegend mit dem Tummelplatze meiner frühen dichteriſchen Kindheit macht mir ſie dreifach theuer."

Merkwürdig iſt, daß Schiller von den Kunſtſammlungen in Dresden nur geringe Vortheile zog. Er ſelbſt gibt uns mit wenigen Worten, die er ſpäter an Wilhelm von Humboldt ſchrieb, die Erklärung dieſer Erſcheinung; allein wir dürfen es doch nicht ganz wörtlich nehmen, wenn er ſagt: ihm fehle das Intereſſe und der Sinn für die bildenden Künſte.

Der Theaterwelt konnte ſich Schiller trotz der anfänglichen Zurückgezogenheit nicht für die Dauer fernhalten. In ihr wurzelte ja ſein wärmſtes Intereſſe, ſein Talent ſtrebte ſtets nach der Bühne.

Die ſehr vorzügliche und beliebte Hofſchauſpielerin Sophie Albrecht hatte er ſchon früher in Frankfurt a. M. kennen gelernt, und ihr näherte er ſich auch in Dresden wieder. Das Haus, welches ſie führte, wurde bald jedem Gaſte angenehm, und hier fand ſich auch Schiller bald ſo behaglich wie zu Hauſe.

Eines Abends, als ſich Schiller eben bei der Künſtlerin eingefunden, erſchien dort nach der Aufführung der „Ariadne auf Naxos" die Witwe eines penſionirten ſächſiſchen Offiziers, begleitet von ihren beiden Töchtern. Die ältere von dieſen, Julie, eine hohe blauäugige Blondine, machte einen plötzlichen tiefen Eindruck auf den Dichter. „Er ſtand vor ihr", ſagt

Döring, „mit einer wortloſen Andacht des Gefühls und wehrte nicht der Flamme, die heimlich und verzehrend in ſeiner Bruſt auflohderte.“ Das Aufflammen ſeiner Leidenſchaft war der Freundin nicht entgangen. Als der Beſuch ſich entfernt, überließ ſie ſich der kleinen weiblichen Freude, den Verzückten über ſeinen Zuſtand zu necken. Schiller leugnete anfangs hartnäckig. Auf einer Redoute jedoch ſuchte ſich Schiller dem ſchönen Fräulein zu nähern und wurde freundlich aufgenommen. Jetzt ſahen ſich Beide wiederholt bei der Hofſchauſpielerin und auch im Hauſe der Geliebten durfte Schiller erſcheinen. „Die Mutter“, erzählt Frau von Wolzogen über das Verhältniß weiter, „ſchien die Eroberung eines ſchon damals als ausgezeichnet anerkannten Dichters zu ſchmeicheln und die Gewalt der Reize ihrer Tochter zu verbürgen. Der unerfahrene, leidenſchaftliche Jüngling wurde von dieſem Zaubernetze umſtrickt, das jedoch nur Eitelkeit gewoben hatte. Wenn das gute Kind auch ſelbſt herzlicher Zuneigung fähig war, ſo mußte ſich ihr Gefühl doch immer nur der auf Effect und Glück berechneten mütterlichen Anſicht unterwerfen. An Wahrheit und dauerndes Herzensglück war unter dieſer Conſtellation nicht zu glauben, und Schiller's Freunde boten alle Macht klarer Einſicht und herzlicher Sorge auf, ihn dieſen Feſſeln zu entziehen. Die Geliebte hatte ihrem Freunde die Weiſung gegeben, daß, wenn er Licht in einem gewiſſen Zimmer ſehe, er nicht ins Haus kommen dürfe, weil ſie da in Familiengeſellſchaft ſei. Seine Freunde wußten, daß ſie dann von der Mutter begünſtigtere Anbeter empfing. Der Kampf zwiſchen Vernunft und Leidenſchaft begann; aber ein Zauberblick der Liebe riß ihn wieder hin und die Stimme der erſtern ward überhört. Zeit, Geld und Herzensruhe wurden verſplittert. Seine Freunde ſelbſt, ſo ſchmerzlich ſie ſeinen Umgang entbehrten, drangen auf ſeine Entfernung. Die Trennung koſtete dem Mädchen viele Thrä-

nen; ſie ſcheint ſich gegen ihr Gefühl nur dem Einfluß ihrer Umgebungen hingegeben zu haben und Schiller freute ſich ſtets, daß ſie in ſpätern Jahren glücklich wurde. — Die Einſicht in dieſe Verirrung, das Gefühl der erfahrenen Täuſchung und Selbſttäuſchung, welches ihm nach der kurzen Periode dieſer Herzensangelegenheit blieb, war nicht erfreulich und von einer bittern Nachempfindung begleitet. Wahrſcheinlich wirkte dieſe auf die Geſtaltung der Griechin im «Geiſterſeher». Ein glückliches Geſchick führte unſern Freund bald zur Wahrheit, zu beſſern Naturen in der Frauenwelt."

So weit Frau von Wolzogen. Ueber die, lange Zeit räthſelhaft gebliebene junge Dame iſt ſeitdem Beſtimmteres durch eine Mittheilung in Kühne's „Eurova" (1847) bekannt geworden.

„Es war Fräulein Maria Henriette Eliſabeth von Arnim", heißt es da, „welche ſpäter den Grafen Erhard Alexander von Kunheim, einen reichen würdigen Mann, heirathete und mit ihm nach Preußen zog, wo er das ſchöne Rittergut Koſchenen bei Friedland beſaß. Bei ſeinem 1815 erfolgten Tode vererbte er den Nießbrauch dieſes Gutes auf ſeine Witwe, die mit ihm in glücklicher Ehe gelebt hatte, aus welcher aber keine Kinder nachblieben. Sie wohnte daſelbſt noch Jahre lang und zog nachher wieder nach Dresden, wo ſie erſt den 12. Jan. 1847 geſtorben." — „Ich habe ſie", fährt der Berichterſtatter fort, „auf ihrem Landſitze kennen gelernt. Seit jener Redoute waren 34 Jahre vergangen und ſie mochte die Funfziger überſchritten haben. Ihre Züge waren claſſiſch ſchön, ihr Auge unter dunkeln Wimpern feurig und überaus geiſtreich, ihr Weſen mit Hoheit und Würde gepaart, ihre Geſtalt mehr voll als ſchlank: man durfte die ihr in ihrer Jugend beigelegte Bezeichnung einer außerordentlichen Schönheit noch in vorgeſchrittenen Jahren beſtätigen. Schiller's Bild hing in

ihrem Schlafzimmer. Bei uns erzählte man, daß die Unvermögenheit der Familie neben der eigenen Mittellosigkeit Schiller's die Verbindung nicht gestattet habe."

Daß die Aufregung Schiller's über das abermalige Fehlschlagen seiner Liebe sehr heftig gewesen sein müsse, geht nicht nur aus den Berichten seiner Freunde hervor, sie war auch bei Schiller's leidenschaftlicher Gemüthsart und nach einem Leben voll schröffen Misgeschicks sehr natürlich. Alle schmerzhaften Erinnerungen mußten in seiner Seele wieder aufsteigen und ihm Stürme des höchsten Unmuths erregen. Tausende gewöhnlicher Wesen sieht man täglich ohne alle Beschwerde den Weg des äußern Wohlseins gehen, ihre ersten Schritte treffen sichere Unterlagen des Glücks, ihre erste Liebe führt sie rasch in die Arme eines frohen gedeihlichen Familienlebens. Und Schiller? Mußte er nicht seiner poetischen Ideale wegen, die er für alle Zeiten im Herzen trug, der Heimat entsagen? Führte seine erste Beziehung zur Bühne, welche ihm soviel bedeutet, nach kurzer Freude nicht zu den bittersten Enttäuschungen in Manheim? Und seine Liebe daselbst? Mußte er nicht bald mit zerrissener Seele auf das scheinbar so nahe Ziel seines Glücks verzichten? Er kommt nach Dresden, er fühlt in den Armen der Freundschaft und lang vermißten Familienpflege „den Himmel auf Erden", alle Adern seiner Schöpferkraft fangen an zu schwellen — da muß ihn eine neue Leidenschaft erfassen und verwirren, die ihn nur darum nicht beglücken darf, weil er weder Vermögen noch äußere Stellung aufzuweisen hat!

Zu leugnen ist nun freilich nicht, daß dieses Erlebniß nach den ersten Verwirrungen doch auch seine wohlthätigen Wirkungen auf Schiller's geistige Thätigkeit übte. Zu bedauern bleibt, daß von den Briefen und Gedichten Schiller's an das „schöne Fräulein" bis auf einige Verse Alles verloren

gegangen iſt. Dieſe wenigen Verſe ſind vom 2. Mai 1787 und mögen hier folgen:

Ein treffend Bild von dieſem Leben,
Ein Maskenball, hat dich zur Freundin mir gegeben;
Mein erſter Anblick war — Betrug.
Doch unſern Bund, geſchloſſen unter Scherzen,
Beſtätigte die Sympathie der Herzen.
Ein Blick war uns genug,
Und durch die Larve, die ich trug,
Las dieſer Blick in meinem Herzen,
Das warm in meinem Buſen ſchlug!
Der Anfang unſ'rer Freundſchaft war nur — Schein,
Die Fortſetzung ſoll Wahrheit ſein.
In dieſes Lebens buntem Lotteſpiele
Sind es ſo oft nur Nieten, die wir zieh'n.
Der Freundſchaft ſtolzes Siegel tragen Viele,
Die in der Prüfungsſtunde feiges flieh'n.
Oft ſehen wir das Bild, das unſ're Träume malen,
Aus Menſchenaugen uns entgegenſtrahlen;
Da rufen wir, der muß es ſein!
Wir hoffen es und es iſt — Stein!

Den edeln Trieb, der weichgeſchaffne Seelen
Magnetiſch aneinander hängt,
Der uns bei fremden Leiden uns zu quälen,
Bei fremdem Glück zu jauchzen drängt —
Der uns des Lebens ſchwere Laſten tragen,
Des Todes Schrecken ſelbſt beſiegen lehrt,
Durch den wir uns der Gottheit näher wagen
Und leichter ſelbſt das Paradies entbehrt —
Den edeln Trieb, du haſt ihn ganz empfunden,
Der Freundſchaft ſeltnes ſchönes Loos iſt dein.
Den höchſten Schatz, der Tauſenden verſchwunden,
Haſt du geſucht — haſt du gefunden,
Die Freundin eines Freunds zu ſein.

Auch mir bewahre dieſen ſtolzen Namen;
Ein Platz in deinem Herzen bleibe mein.

Spät führte das Verhängniß uns zusammen,
Doch ewig soll das Bündniß sein.
Ich kann dir nichts als treue Freundschaft geben,
Mein Herz allein ist mein Verdienst.
Dich zu verdienen will ich streben —
Dein Herz bleibt mir — wenn du das meine kennst.

Bekanntlich haben mehre Gründe zusammengewirkt, um unsern Dichter zu bewegen, einen Ort zu verlassen, den ihm Freundschaft und Pflege sonst so angenehm machten.

Theils drängte ihn die eigene Ueberzeugung fort, daß der unseligen Liebe wegen seines Bleibens in Dresden nicht länger sei, theils waren die dringenden Vorstellungen seiner Freunde nicht mehr abzuwehren, welchen das Herz blutete beim Anblick einer nutzlosen Verschwendung von Zeit, Geld und Ruhe. Aber auch von ferner waren einige Beweggründe nicht ohne Einfluß. Schiller hatte von Wieland Anträge erhalten, Mitarbeiter am „Deutschen Mercur" zu werden; auch seine Freundin Charlotte von Kalb hatte ihre Einladungen wiederholt an ihn ergehen lassen, nach Weimar zu kommen, wo er Aussicht auf freundlichen Verkehr mit den ersten Geistern Deutschlands hatte; — und dahin reiste er denn im Juli 1787 ab.

Der Aufenthalt Schiller's in Loschwitz und Dresden dauerte nicht ganz zwei Jahre. Im Jahre 1801 kam Schiller mit seiner Familie und Karoline von Wolzogen auf Besuch nach Dresden und wohnte im August drei Wochen lang abermals im Körner'schen Gartenhause zu Loschwitz.

Wie viel Beweggrund lag also vor, dem dresdener Aufenthalte Schiller's ein sichtbares Zeichen der Verehrung zu weihen und wenigstens Eine Stelle, wo soviel Vortreffliches entstanden, feierlich und für immer auszuzeichnen!

Das schönste Denkmal aber — aere perennius — ist ihm wol in jenen Tagen durch die seinen Namen tragende Stiftung gesetzt worden, auf deren Entstehung, Bedeutung und Fortentwickelung wir deshalb noch einen Blick werfen müssen.

Auch zu ihr hatte Dr. Hammer die Veranlassung gegeben und zwar abermals durch einen Aufsatz, den er in dem oben genannten Blatte (vom 25. April) veröffentlichte und in welchem er zunächst die Unterstützung der Hinterbliebenen armer Schriftsteller vor Augen hatte. Wir heben aus dieser Aufforderung Folgendes hervor:

„Fast alle Genossenschaften besitzen Witwen- und Waisenkassen. Nur die deutschen Schriftsteller müssen in der Regel — denn wie wenige sind vermögend und können durch ihre Feder vermögend werden — vor dem Gedanken zittern, ihre Hinterbliebenen in Sorge und Mangel zurückzulassen. Große Geister sind selten, aber an ehrenwerth strebenden Autoren, die Liebe und Wahrheit im Herzen tragen, ist Deutschland reich. Soll es arm sein an Mitteln, ihre Nachkommen vor Noth zu bewahren? Die Gewißheit des lebenden und wirkenden Schriftstellers: daß, wenn er die Augen schließt, für die Seinen gesorgt sei, ist diese Aussicht nicht ein immer erwärmender und erleuchtender Lichtblick in sein Herz, in seinen Geist, in die Quelle seiner Kraft, die er seinen Zeitgenossen, oft unter herben Entbehrungen und aufreibenden Anstrengungen, widmet? Aber was sind Entbehrungen und Anstrengungen gegen das Gefühl, sich in schöner edler Weise auszuleben? Unser Schiller hegte dieses Gefühl in wahrhaft großem Sinne. «Wie äußerlich arm er in Leipzig lebte», heißt es in einem Briefe, «aber auch wie innerlich reich und glücklich in Liebegeben und -Empfangen, darüber hat mir Huber gar Manches erzählt. Während man den Dichter im Herzen trug und ihm auf dem Papier einen Triumphbogen nach dem andern er-

baute, lebte er in einem der kleinsten Studentenzimmer und ſpäterhin in Dresden in edler Armuth, die er auf die genialſte Weiſe nicht blos zu ertragen, ſondern zu genießen wußte, innig froh der wiedererlangten Freiheit, der Freundſchaft und der Poeſie.» Und die Freundſchaft, wie männlich ſchön und zart reichte ſie ihm die Hand! «Ich weiß», mit dieſen Worten lud ihn Körner zu ſich nach Loſchwitz ein, «daß du im Stande biſt, dir alle Bedürfniſſe zu verſchaffen, ſobald du nach Brot arbeiten willſt; ein Jahr wenigſtens laß mir die Freude, dich aus der Nothwendigkeit des Brotverdienens zu verſetzen.» — Die Freundſchaft blieb dem edeln Dichter treu während ſeines ganzen Lebens, aber ſie konnte ihn vor materiellen Sorgen nicht gänzlich ſchützen, und er starb in Armuth. Auch die ſtarke Hand der Nation kann zur Freundſchaft werden! An dieſem ſchönen, vielumfaſſenden Worte laßt uns feſthalten und ein Werk ſtiften, das Schiller's Geiſt fort und fort beſeelen wird, weil dieſer ſegnend fortlebt in Allen. England hat ſein Shakſpeareaſyl, möge Deutſchland bald ſeine Schillerſtiftung in dem angedeuteten Sinne haben! Wenn der Ueberſchuß der Beiträge, die bei Gelegenheit des 50jährigen Todestags Schiller's eingehen, als Fonds angelegt und dieſer nach und nach zu einem Capital vermehrt würde, ſo könnte daſſelbe an Schiller's 100jährigem Geburtstage am 11. Nov. 1859 bereits ſo weit angewachſen ſein, daß es hinreichte, ſchon mehr als einer hinterbliebenen Familie würdiger Schriftſteller, insbeſondere Dichter, materielle Sicherſtellung und Förderung, z. B. auch hinſichtlich der Erziehung, zu bieten."

So weit Hammer, deſſen Vorſchlag, wie vorauszuſehen war, auf fruchtbaren Boden fiel. Nachdem in Vereinigung mit ihm vom Geheimen Medicinalrath Carus, Oberbibliothekar Klemm und Hofrath Winkler, die ſich ihm bereitwillig angeſchloſſen, eine Einladung an eine größere Anzahl angeſehener

und einflußreicher Perſönlichkeiten ergangen war, fand am 30. April eine Verſammlung ſtatt, der das inzwiſchen auch auf die Unterſtützung hülfsbedürftiger Dichter ſelbſt ausgedehnte Project vorgelegt ward, und von welcher die vier genannten Männer, welche die Einladung erlaſſen hatten, als Verwaltungscomité der Schillerſtiftung einſtimmig beſtätigt wurden. Zugleich hatten ſie Vollmacht erhalten, ihren Kreis nach Ermeſſen zu erweitern, und ſie thaten dies alsbald durch eine dreifache Wahl, ſodaß der Vorſtand nun aus folgenden ſieben Perſonen beſtand: Geheimer Medicinalrath Carus, Dr. Gutzkow, Dr. Hammer, Oberbibliothekar Klemm, Major Serre auf Maxen, Staatsminiſter a. D. von Wietersheim und Hofrath Winkler. Dieſe erließen nun zuvörderſt einen öffentlichen Aufruf „an Alle, denen die Erhaltung, Wahrung und Würde der Nationalliteratur ein theurer und werther Gedanke iſt“, und entſandten zugleich ein Rundſchreiben an viele einzelne Perſönlichkeiten in den verſchiedenen Hauptſtädten mit der Bitte, „daß ſie mit gleichgeſinnten Verehrern der Literatur zuſammentreten und in ihrer Stadt nach §§. 5 und 6 der beigegebenen proviſoriſchen Statuten eine Filialſtiftung begründen möchten“.

Der proviſoriſche Charakter ſowol des Vorſtands als der Statuten geht aus den letztern ſelbſt hervor, welche hier eine Stelle finden mögen. Sie lauten: „§. 1. Einziger und alleiniger Zweck der Schillerſtiftung iſt: Unterſtützung hülfsbedürftiger Schriftſteller und Schriftſtellerinnen, welche ſich dichteriſcher Formen bedient und zu Bildung und geiſtiger Erhebung der deutſchen Nation beigetragen haben, ſowie ihrer Hinterbliebenen. §. 2. Die zur Erreichung dieſer Abſicht durch allmäliges Anſammeln von Beiträgen zu beſchaffenden verzinslichen Fonds werden ſicher niedergelegt. Alljährlich erfolgt öffentliche Rechnungsablage. §. 3. Der aus ſieben Perſonen beſtehende proviſoriſche Vorſtand der Stiftung führt bis zum

11. Nov. 1859, als bis zum 100jährigen Geburtstage Schiller's, alle vorläufig erfoderlichen, das Gedeihen und die Erhaltung der Stiftung fördernden Geschäfte. Bei Abgang einzelner Mitglieder wird er sich durch Neuwahl wieder vervollständigen. §. 4. Für jetzt ist beschlossen worden, daß bis zu dem im vorstehenden Paragraph angeführten Zeitpunkte noch keine Unterstützung aus den Mitteln der Stiftung gewährt werde. Dagegen werden von ihnen die etwa auflaufenden Spesen bestritten. §. 5. Der dresdener Vorstand betrachtet sich als provisorischer Centralvorstand, an welchen die Einnahmen der zu dem im §. 1 festgestellten Zweck zu begründenden Filialstiftungen zur Verwaltung abgeliefert werden. §. 6. Der provisorische Centralvorstand trägt dafür Sorge, daß bis zum 11. Nov. 1859 von ihm und den, von den Vorständen der inzwischen ins Leben getretenen Filialstiftungen ernannten Bevollmächtigten ein definitiver Beschluß über die nähere Organisation und Verwaltung der Stiftung gefaßt werde. §. 7. Eine Abänderung oder Erweiterung dieser Statuten kann nur durch die Stimmeneinheit aller Mitglieder des provisorischen Vorstandes vorgenommen werden; doch darf kein Beschluß den Zweck und das Wesen der Stiftung alteriren."

Die wünschenswerthen Wirkungen dieser Veröffentlichungen ließen nicht auf sich warten. Von allen Seiten und in allen Theilen der deutschen Lande eröffneten sich Quellen der Mildthätigkeit und innigen Theilnahme, aus denen dem Fonds der Stiftung Beiträge zuflossen und deren Ergiebigkeit fortdauert. Nicht vergebens hatte der Vorstand in seinem Aufrufe die Hoffnung ausgesprochen, daß „Hoch und Gering, Fürst und Bürger" sich an dem Ausbau des schönen Werks betheiligen werden, das sich kein inhaltvolleres Motto wählen konnte als das tiefbedeutende Wort: „Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser." Es sind ansehnliche Summen bis zum Schluß

lein herab geſpendet worden. Unter den deutſchen Fürſten ging König Johann von Sachſen mit ſeinem Beiſpiel voran, dem der König von Preußen und der Großherzog von Sachſen-Weimar bald darauf nachfolgten. Der Letztere widmete den Ertrag einer Vorſtellung auf dem weimariſchen Hoftheater am Geburtstage Schiller's der Stiftung, nachdem der Director des hamburger Stadttheaters, Sachſe, bereits eine Feſtvorſtellung zu gleichem Zweck angeordnet hatte. Auch von Genoſſenſchaften, z. B. vom Literariſchen Verein in Nürnberg, vom Kunſtverein in Mainz wurden Gaben beigeſteuert.

Außerdem aber traten, dem Wunſche des dresdener Vorſtandes gemäß, an verſchiedenen bedeutenden Orten ausgezeichnete Männer zuſammen und bildeten Comités zu gleichem Zwecke. So entſtanden ſolche nach und nach in Darmſtadt, München, Berlin, Hamburg, Stuttgart, Leipzig, Frankfurt a. M. und andern Städten und wirken kräftig und erfolgreich durch Sammlungen, durch Veranſtaltung von Vorleſungen, Concerten u. dergl. für das gemeinſame Unternehmen, das in mehr als einer Beziehung eine Ehrenſache der Nation genannt werden darf. Ehre und Segen wird es ihr aber auch bringen, das kann nicht bezweifelt werden, und wenn der 11. Nov. des Jahres 1859 herangekommen ſein wird, dann möge bei der Feier des 100jährigen Geburtstags unſers Schiller und im Gefühl der Dankbarkeit für ſeine große, unvergängliche Hinterlaſſenſchaft in allen Gauen deutſcher Zunge die Loſung des ihm geſtifteten Denkmals laut und froh erſchallen und in allen Herzen widerhallen die bewährte Loſung:

„Des Vaters Segen baunet den Kindern Häuſer.“

6.

Die Schillerstätten in Volkstädt und Rudolstadt.

Wie man von einer Geliebten rühmt, sie habe körperliche und geistige Reize, so kann man auch von Rudolstadt sagen. Denn die landschaftliche Umgebung dieser Stadt ist äußerst anziehend und die ungewöhnliche Weihe, welche durch Schiller's Aufenthalt der Stadt und der Umgebung zutheil geworden, trägt gewiß nicht wenig bei, sie dem sinnigen Besucher auch geistig schätzbar zu machen. Namentlich sind es einige stille Wege und Stellen, welche der Wanderer mit besonderer Andacht besucht; sie hat der Fuß unsers Meisters in einer der schönsten Lebensperioden betreten und von ihnen besonders gilt auch Goethe's Wort:

Die Stelle, die ein guter Mensch betrat,
Sie bleibt geweiht für alle Zeiten.

Diese Wege und Stellen zu besuchen machen wir uns heute auf den Weg. Wir wandern in südwestlicher Richtung zur Stadt hinaus und folgen der Allee bis zu einer Brücke, die über einen Bach führt. Diese Brücke, jetzt in der Breite der Straße von Stein aufgeführt, bezeichnet die Stelle, wo Schiller, von Volkstädt kommend, mit der Familie von Lengefeld

zuſammenzutreffen pflegte, um in ihrer Geſellſchaft nach Rudolſtadt zu gehen. Wir überſchreiten die Brücke und biegen ſofort links ein, um in ſüdlicher Richtung einem Wieſen- oder Feldwege zu folgen, der nach Volkſtädt führt. Kurz iſt die Strecke und das Dörfchen Volkſtädt liegt zwiſchen Wieſen und Gärten an der Saale vor uns; es iſt bald erreicht. Die Häuſerreihe eröffnet links an der Straße eine Porzellanfabrik, welche auch Schiller ſchon erwähnt; einige Schritte weiter treffen wir rechter Hand gleich auf jenes denkwürdige Haus, in welchem Schiller einen Theil ſeines „rudolſtädter Sommers" verbrachte. Das Haus iſt ein Stockwerk hoch, hat einen freundlichen Anſtrich und ſieht einem hübſchen Pfarrhauſe nicht unähnlich. Wir ziehen die Glocke und werden zuvorkommend empfangen; die Verehrung, welche der Wanderer für den Dichter mitbringt, iſt im Hauſe ſelbſt eingebürgert. Darum wird man auch gern nach dem „Schillerzimmer" geführt, welches im erſten Stocke ſich befindet und die ſüdliche Ecke des Hauſes einnimmt. Es iſt ein geräumiges und freundliches Zimmer und ſehr behäbig eingerichtet. In einer Ecke, der Eintrittsthür gegenüber, erblickt man ſogleich eine Gypsbüſte Schiller's und eine kleinere dunkle Büſte deſſelben ſteht links auf einem Schranke. Von der Einrichtung aus Schiller's Tagen iſt nur das ſehr einfache Schreibepult des Dichters noch vorhanden und ſteht gleich neben der Thür; einige alte Stühle ſind als Reliquien unter Verwandte vertheilt worden. Aus den Straßenfenſtern des Zimmers ſieht man zunächſt gegenüber die Kirche des Orts, darüber weg eine hübſche von Laubholz bewachſene Anhöhe, die „Schillerhöhe". Ein Nebenfenſter gewährt den Blick in einen ſchmalen Hofraum, aus dem eine Pappel emporſteigt, deren Ausſehen vermuthen läßt, daß ſie zu Schiller's Zeiten ſchon geſtanden habe. Hat der Fremde ſich in und außer den Räumen des Zimmers gehörig um-

gesehen, so wird ihm auch hier ein hübsches Schilleralbum vorgelegt; es enthält sehr namhafte Einzeichnungen, das Einleitungsgedicht vom Justizrath Julius Eberwein schließt mit den Worten:

Zum Zeugniß werd' es und Gedächtnißmale,
Daß Lieb' und Dank nie stirbt in diesem Thale.

Das „Schillerhaus" in Volkstädt gehört jetzt dem Gutsbesitzer Stauch, einem Enkel des Cantors Unbehaun, welcher das Gebäude kurz vor Schiller's Aufenthalt neu erbaut und wohnlich eingerichtet hatte. Julius Eberwein theilt aus Schiller's Tagen folgende hübsche Thatsachen mit. „Cantor Unbehaun und dessen Familie", erzählt er, „boten Alles auf, um dem verehrten Gaste (Schiller) den Aufenthalt in ihrem Hause angenehm zu machen. Jede störende Arbeit des Hauswesens und der Landwirthschaft verschoben sie bis zu Schiller's Ausgang oder gar bis zur Nacht. Die Tochter des Hauses, die nachmalige Rechnungsräthin Hoffmann, sprach noch in den spätesten Jahren ihres Lebens von der rührenden Fürsorge ihrer Aeltern gegen den ihr als Kind räthselhaften Fremden. Bei Gewittern litt es Schiller nicht in der Enge des Hauses. Er schweifte hinaus in Feld und Flur, von den Gipfeln der Berge diese großartigen Naturerscheinungen, welche hier in den Bergen doppelt erhaben, zu bewundern, indem sie ihn über alle Maßen afficirten und geistig aufregten. In solchen Fällen oder wenn er spät zur Nacht aus der Stadt zurückerwartet wurde, schickten die sorglichen Wirthsleute Boten mit Laternen ihm entgegen, um ihn vor Schaden und Unglück zu bewahren. Am häufigsten, wenn nicht verhindert, begab sich der Hauswirth selbst auf den Weg. Solche Theilnahme machte auf Schiller's Gemüth einen tiefen Eindruck..."*)

*) „Schiller's Liebe und Verhältniß zu Rudolstadt. Erinnerungen an seinem 50jährigen Grabe, von Julius Eberwein": „Taschen-

Von Schiller's Wohnung aus wird das Ziel des Wanderers zunächst die „Schillerhöhe“ sein. Man erreicht sie auf dem nächsten Wege, wenn man sich über die Saale setzen läßt und am jenseitigen Ufer die Windungen eines Treppenpfades hinaufsteigt. Schon ziemlich oben erweitert sich an einer Stelle der Pfad, und hier ist der denkwürdige Punkt, wo Schiller vornehmlich gern verweilt haben soll. Die Aussicht ist auch wirklich lohnend und anregend genug. Unten zieht die Saale rauschend vorbei, Volkstädt, das freundliche Dörfchen, blickt einladend aus dem grünen Wiesengrunde herüber und läßt wie zum Gruße die Fenster der Schillerwohnung und die Pappel davor sehen; hinter Volkstädt aber erhebt sich als heitere Folie die schöne grüne Bergwand und zieht sich rechts gegen Rudolstadt und links nach Saalfeld hin. Diese Stelle nun hat sich die Verehrung ausersehen, um das Andenken an den großen Dichter durch sichtbare Zeichen zu erhalten. In einer Felsenvertiefung steht Schiller's kolossales Brustbild aus Bronze nach Dannecker, seit 1840 hier aufgestellt; dasselbe ist gegenwärtig Eigenthum der fürstlichen Familie. Unter der Büste sieht man den Namen „Schiller“ unter drei Sternen in Stein gegraben mit der Jahreszahl 1788, und noch etwas tiefer liest man auf einer Marmortafel folgende Stelle aus Schiller's „Spaziergang“:

Bin ich wirklich allein? In deinen Armen, an deinem
Herzen wieder, Natur? —
Reiner nehm' ich mein Leben von deinem reinen Altare,
Nehme den fröhlichen Muth hoffender Jugend zurück!
Ewig wechselt der Wille den Zweck und die Regel, in ewig
Wiederholter Gestalt wälzen die Thaten sich um:

---

bibliothek der Reise-, Zeit- und Lebensbilder“ (Abth. I, 3. Bdchn.: Rudolstadt, Froebel).

Aber jugendlich immer, in immer veränderter Schöne
Ehrſt du, fromme Natur, züchtig das alte Geſetz,
Immer dieſelbe, bewahrſt du in treuen Händen dem Manne,
Was dir das gaukelnde Kind, was dir der Jüngling vertraut,
Nährſt an gleicher Bruſt die vielfach wechſelnden Alter;
Unter demſelben Blau, über dem nämlichen Grün
Wandeln die nahen und wandeln vereint die fernen Geſchlechter
Und die Sonne Homer's, ſiehe, ſie lächelt auch uns!

Mit einem Blick auf die Lyra über der Büſte des Dichters ſcheiden wir von dieſer Stelle; unſer bewegtes Herz aber klingt von ſelbſt in jenen Wundertönen nach, welche der große Liebling oft in uns entzückend und erhebend angeſchlagen hat.

Einige Schritte weiter hinauf trifft der Wanderer eine hübſche, von Baumſtämmen gezimmerte Halle; ſie iſt von dem Fürſten auf reizender Stelle erbaut, dem müden Wanderer zum Troſt.

Hat man hier den ſchönen Ausblick eine Weile genoſſen, dann tritt man ganz oben auf ein freies Feld hinaus und wird durch den Blick auf Rudolſtadt und deſſen Schloß erfreut und hingeriſſen... Ja, eine ſchöne, Geiſt und Herz erwärmende Wanderung iſt es, von der wir jetzt nach Rudolſtadt zurückkehren, wo uns ein lieber Freund der Literatur noch mündlich Auskunft gibt über die mannichfachen Oertlichkeiten und Beziehungen zu Schiller's Aufenthalt daſelbſt.

Schiller's erſtes Auftreten in Rudolſtadt wird uns von der Schwägerin des Dichters alſo erzählt:

„An einem trüben Novembertage im Jahre 1787 kamen zwei Reiter die Straße herunter. Sie waren in Mäntel eingehüllt; wir erkannten unſern Vetter Wilhelm von Wolzogen,

der ſich ſcherzend das halbe Geſicht mit dem Mantel verbarg; der andere Reiter war uns unbekannt und erregte unſere Neugier. Bald löſte ſich das Räthſel durch den Beſuch des Vetters, der um die Erlaubniß bat, ſeinen Reiſegefährten, Schiller, der ſeine verheirathete Schweſter und Frau von Wolzogen in Meiningen beſucht, am Abend bei uns einzuführen.“ Die Erlaubniß wurde natürlich gern ertheilt und Schiller verlebte einige vergnügte Stunden im Kreiſe der Lengefeld'ſchen Familie. Er ſchrieb hierüber von Weimar aus an ſeinen Freund Körner nach Dresden:

„In Rudolſtadt habe ich mich auch einen Tag aufgehalten und wieder eine recht liebenswürdige Familie kennen gelernt. Eine Frau von Lengenfeld (Lengefeld) lebt da mit einer verheiratheten und einer noch ledigen Tochter. Beide Geſchöpfe ſind (ohne ſchön zu ſein) anziehend und gefallen mir ſehr. Man findet hier viel Bekanntſchaft mit der neuen Literatur, Feinheit, Empfindung und Geiſt. Das Klavier ſpielen ſie gut, welches mir einen ſchönen Abend machte.“

Etwas ſpäter iſt dieſer Abend und die Familie von Lengefeld auch Gegenſtand einiger Zeilen, welche Schiller an Frau von Wolzogen nach Bauerbach ſchrieb:

„Wir ſind glücklich nach Rudelſtadt gekommen, wo ich eine ſehr hochachtungswerthe und liebenswürdige Familie fand. Mir wurde ſo ſchwer, mich von dieſen Leuten zu trennen, daß nur die dringendſte Nothwendigkeit mich nach Weimar ziehen konnte. Wahrſcheinlich werde ich aber dieſe Nachbarſchaft nicht unbenutzt laſſen und ſobald ich auf einige Tage Luſt habe, dort ſein.“

Schiller hatte hier wieder einmal auf einige Stunden das Behagen eines ſchönen Familienlebens vor Augen gehabt; die bei ihm oft wiederkehrende Sehnſucht, endlich eines eigenen Herdes ſich zu freuen, erhielt hier neue Nahrung und wurde

durch den Umſtand erhöht, daß die Familie Lengefeld auch geiſtige Anſprüche zu befriedigen im Stande war; ſie wußte über Kunſt und Wiſſenſchaft zu unterhalten und verſtand den Werth der Literatur zu würdigen. Kein Wunder alſo, wenn der Eindruck dieſes Beſuchs kein gewöhnlicher blieb.

„Die Freundſchaft führte Schiller in Rudolſtadt ein und die Liebe hielt ihn dort feſt.“

Mit dieſen Worten bezeichnet Oberwein in ſeinem Aufſatz: „Schiller's Liebe und Verhältniß zu Rudolſtadt“, die Beziehung des Dichters zu der Familie Lengefeld, und Karoline von Wolzogen gibt dem zufälligen Begegnen mit Recht eine noch folgenreichere Bedeutung, indem ſie ſagt: „Schiller's Zukunft knüpfte ſich an jenen Abend...“

Schiller kehrte indeſſen von Rudolſtadt nach Weimar zurück und lebte da einige Wochen ſehr ſtill. Sein Leben ging „einen höchſt ruhigen Gang“, er war „wachſamer“ auf ſich ſelbſt als je zuvor und arbeitete des Tags „ſeine zwölf Stunden und mehr“; — allein trotzdem bereiteten ſich in ſeinem Gemüth auch allerlei geheimnißvolle Dinge vor. Sein Beſuch in Rudolſtadt hatte vorerſt nur einen tiefern Ton bei ihm angeſchlagen, aber dieſer Ton erhielt Nachdruck durch einen nicht unweſentlichen Umſtand. Fräulein von Lengefeld war nämlich bald nach Schiller's Rückkehr ebenfalls nach Weimar gekommen, wo ſie Ausſicht hatte, die Stelle einer Hofdame bei der Herzogin zu erhalten. Sie verweilte „einige Monate“ daſelbſt und Schiller hatte Gelegenheit, ſie wiederzuſehen. Obwol nun Schiller ſich während dieſer Zeit in vorſichtiger Entfernung hielt, wie ihn Umſtände und Feinheit lehrten, ſo erſieht man doch aus einigen Billeten und Briefen an das Fräulein, wie ſehr ihn der Gedanke eines Verhältniſſes zu demſelben ſchon ergriffen hatte. Es heißt in

der That ein hübsches Bekenntniß machen, wenn der Dichter, als Fräulein von Lengefeld nach Rudolstadt zurückreisen soll, in seinem Abschiedsbriefe sagt: „Sie werden gehen, liebstes Fräulein, und ich fühle, daß Sie mir den besten Theil meiner jetzigen Freuden mit sich hinwegnehmen."

Aus diesen Tagen stammt ein Brief des Dichters an seinen Freund Körner, der, abgesehen von der psychologischen Merkwürdigkeit, auch sehr deutlich zeigt, wie das Verhältniß zu Fräulein von Lengefeld nicht leicht in eine bessere Zeit hätte fallen können, um eine ernste Entscheidung seines Lebens herbeizuführen. Der Brief lautet:

„....Noch einmal, mein Lieber — dabei bleibt es, daß ich heirathe. Könntest du in meiner Seele lesen wie ich selbst, du würdest keine Minute darüber unentschieden sein. Alle meine Triebe zu Leben und Thätigkeit sind in mir abgenutzt: diesen einzigen habe ich noch nicht versucht. Ich führe eine elende Existenz, elend durch den innern Zustand meines Wesens. Ich muß ein Geschöpf um mich haben, das mir gehört, das ich glücklich machen kann und muß, an dessen Dasein mein eigenes sich erfrischen kann. Du weißt nicht, wie verwüstet mein Gemüth, wie verfinstert mein Kopf ist — und alles Dieses nicht durch äußeres Schicksal, denn ich befinde mich von der Seite wirklich gut, sondern durch inneres Abarbeiten meiner Empfindungen. Wenn ich nicht Hoffnung in mein Dasein verflechte, Hoffnung, die fast aus mir verschwunden ist: wenn ich die abgelaufenen Räder meines Denkens und Empfindens nicht von neuem aufwinden kann, so ist es um mich geschehen. Eine philosophische Hypochondrie verzehrt meine Seele, alle ihre Blüten drohen abzufallen. Glaube nicht, daß ich dir hier die Laune eines Augenblicks gebe. So war ich noch bei euch, ohne es mir selbst klar zu machen, so bin ich fast die ganze Zeit meines Hierseins gewesen, so kennt mich

Charlotte*) seit langer Zeit. Mein Wesen leidet durch die Armuth und ich fürchte für die Kräfte meines Geistes. — Ich bedarf eines Mediums, durch das ich die andern Freuden genieße. Freundschaft, Geschmack, Wahrheit und Schönheit werden mehr auf mich wirken, wenn eine ununterbrochene Reihe feiner, wohlthätiger, häuslicher Empfindungen mich für die Freude stimmt und mein erstarrtes Wesen wieder durchwärmt. Ich bin bisjetzt ein isolirter fremder Mensch in der Natur herumgeirrt und habe nichts als Eigenthum besessen. Alle Wesen, an die ich mich fesselte, haben etwas gehabt, das ihnen theurer war als ich, und damit kann sich mein Herz nicht behelfen. Ich sehne mich nach einer bürgerlichen und häuslichen Existenz, und das ist das Einzige, was ich jetzt noch hoffe..."

Es war nicht das erste mal, daß Schiller seinem Freunde ähnliche Eröffnungen machte; nur war der Ton, in welchem sie gemacht wurden, bisher nie so entschieden, ja stürmisch gewesen. Selbst kurz vor dem Zusammentreffen mit der Familie Lengefeld hatte Schiller sich ziemlich ernsthaft mit dem Gedanken getragen, Wieland's zweite Tochter zu heirathen, und hatte dem Freunde auch offen die Mittheilung darüber gemacht. Körner, für das Wohl des Freundes zu besorgt und auch besser als Schiller mit den Verhältnissen des Lebens vertraut, hatte hierauf ebenso mild als entschieden von diesem Schritte abgerathen. Schiller selbst kam von diesem „hingeworfenen" Gedanken bald wieder zurück; allein die tiefe Sehnsucht nach einem eigenen Familienleben war ihm geblieben und wachte jetzt um so heftiger auf. Daß die rudolstädter Bekanntschaft bei dieser erneuerten Sehnsucht keine unbedeutende Rolle spielte, daran ist nicht zu zweifeln, obwol Schiller am Schlusse des

*) von Kalb, die langjährige Freundin des Dichters.

obigen Briefes gegen die Annahme, als ſei er bereits in Banden der Liebe, mit den Worten proteſtirt: „Halte mich nicht im geringſten für gefeſſelt, aber feſt entſchloſſen, es zu werden.“

Körner verweiſt den Freund auf Das, was er ihm ſchon früher über ſeine Heirathsentwürfe eröffnet hatte, und bemerkt nur noch: „Daß du bei deinem Streben nach bürgerlicher und häuslicher Glückſeligkeit von den Vortheilen deiner ſchriftſtelleriſchen Exiſtenz nicht wenig aufopfern mußt, bin ich überzeugt. Prüfe dich nur, ob du dieſe Opfer nie bereuen würdeſt, wenn es zu ſpät wäre.“

Aber Schiller kommt mit Ruhe und Feſtigkeit auf das Capitel zurück und ſchreibt:

„Ueber das Heirathen habe ich nur Eine, aber eine ſehr wichtige Antwort; wichtig für dich, weil du mich liebſt. Ich bin in meiner jetzigen Lage nicht glücklich; ich habe ſeit vielen Jahren kein ganzes Glück gefühlt — und nicht ſowol, weil mir die Gegenſtände dazu fehlten, ſondern darum, weil ich die Freuden mehr naſchte als genoß, weil es mir an innerer, gleicher und ſanfter Empfänglichkeit mangelte, die nur die Ruhe des Familienlebens, die Uebung des Gefühls in vielen und ununterbrochenen, wenn auch nur kleinen und ſchwachen geſelligen Empfindungen gibt.“

Alſo war ſein Entſchluß, ein eigenes Familienleben zu gründen, entſchieden, und wenn er auch noch immer vor dem Freunde ein Geheimniß machte, wohin ſeine Wahl einer Lebensgefährtin fallen werde, ſo ließ doch bald ſeine Reiſe nach Rudelſtadt keinen Zweifel über den ſtillen Zug ſeines Herzens. „Zehn Tage“, ſchrieb er unterm 2. Mai 1788 an Fräulein von Lengefeld, „ſind alſo mein längſter Termin; dann Adieu Weimar. Ich werde in Ihren ſchönen Gegenden, in dieſer ländlichen Stille mein eigenes Herz wieder-

ſinden und Ihre und der Ihrigen Geſellſchaft wird mich für Alles, was ich hier zurücklaſſe, reichlich entſchädigen."

Dem Freunde Körner hatte Schiller den Ausflug nach Rudolſtadt und die Abſicht eines längern Aufenthalts daſelbſt in folgender Weiſe angekündigt:

„Sobald der Frühling einmal dauerhaft da ſein wird, ziehe ich in die Einſamkeit aufs Land; mein Kopf und Herz ſehnen ſich danach. Ich werde mich eine kleine Stunde von Rudolſtadt niederlaſſen. Die Gegenden ſind dort überaus ländlich und angenehm und ich kann da in ſeliger Abgeſchiedenheit von der Welt leben. Das Lengefeld'ſche Haus, von dem ich dir nach meiner Zurückreiſe von Meiningen geſchrieben habe, wird mir den ganzen Mangel an Geſellſchaft hinlänglich erſetzen. Es ſind dort vier ſehr ſchätzbare Menſchen beiſammen*), von ſehr vieler Bildung und dem edelſten Gefühl. Sie ſind auch ſchon in der Welt geweſen und haben eine glückliche Gemüthsſtimmung daraus zurückgebracht. Alles, was Lectüre und guter Ton einer glücklichen Geiſtesanlage und einem empfänglichen Herzen zuſetzen kann, finde ich da in vollem Maße; außerdem auch viele muſikaliſche Fähigkeit, die nicht den kleinſten Theil der Erholung ausmachen wird, die ich mir dort verſpreche. Dieſem Cirkel gedenke ich alle Tage einige Stunden zu widmen."

Am 18. Mai reiſte Schiller nun wirklich von Weimar ab und kam denſelben Tag noch in Volkſtädt an, wo ihm Charlotte von Lengefeld für ſeinen Sommeraufenthalt eine Wohnung „ganz nach ſeinen Wünſchen" beſorgt hatte. Das Haus lag frei vor dem Dorfe und aus ſeinem Zimmer überſah er die Ufer der Saale, die ſich in einem ſanften Bogen

*) Frau von Lengefeld, ihre zwei Töchter und Herr von Beulwitz, der erſte Gemahl der älteſten Tochter Karoline, die 1796 Hetrn von Wolzogen heirathete.

durch die Wieſen krümmt und im Schatten uralter Bäume dahinfließt. Schiller ſelbſt ſchildert in einem Briefe an Körner den neuen Aufenthalt:

„Das Dörfchen (Volkſtädt) liegt in einem ſchmalen, aber lieblichen Thale, das die Saale durchfließt, zwiſchen ſanftanſteigenden Bergen. Von dieſem habe ich eine ſehr reizende Ausſicht auf die Stadt (Rudolſtadt), die ſich am Fuße eines Berges herumſchlingt, von weitem ſchon durch das fürſtliche Schloß, das auf die Spitze des Felſens gepflanzt iſt, ſehr vortheilhaft angekündigt wird und zu der mich ein ſehr angenehmer Fußpfad längs des Fluſſes an Gärten und Kornfeldern vorüberführt."

Hier wohnte Schiller vom 18. Mai bis Ende Juli; von da an bis zum 12. Nov. 1788 bezog er eine Wohnung in Rudolſtadt, die ſich im Rath Reß'ſchen Hauſe am Schloßberge befand. Alſo faſt volle ſechs Monate verweilte Schiller in dieſer Gegend. Sein Aufenthalt war fruchtbar für ſeine Thätigkeit, erquickend für ſeine Geſundheit, entſcheidend für ſein Herz und namentlich auch denkwürdig durch ſein erſtes perſönliches Zuſammentreffen mit Goethe.

Karoline von Wolzogen gibt uns über jene Tage ebenſo anziehende als herzliche Berichte.

„In unſerm Hauſe", erzählt ſie, „begann für Schiller ein neues Leben. Lange hatte er den Reiz eines freien freundſchaftlichen Umgangs entbehrt; uns fand er immer empfänglich für die Gedanken, die eben ſeine Seele erfüllten. Er wollte auf uns wirken, uns von Poeſie, Kunſt und philoſophiſchen Anſichten Das mittheilen, was uns frommen könnte, und dies Beſtreben gab ihm ſelbſt eine milde harmoniſche Gemüthsſtimmung. Sein Geſpräch floß über in heiterer Laune; ſie erzeugte witzige Einfälle, und wenn oft ſtörende Geſtalten unſern kleinen Kreis bewegten, ſo ließ ihre Entfernung uns das Vergnügen des reinen Zuſammenklangs unter uns nur

noch lebhafter empfinden. Wie wohl war es uns, wenn wir nach einer langweiligen Kaffeevisite unſerm genialen Freunde unter den ſchönen Bäumen des Saaluferſ entgegengehen konnten! Ein Waldbach, der ſich in die Saale ergießt und über den eine ſchmale Brücke führt, war das Ziel, wo wir ihn erwarteten. Wenn wir ihn im Schimmer der Abendröthe auf uns zukommen erblickten, dann erſchloß ſich ein heiteres ideales Leben unſerm innern Sinne. Hoher Ernſt und anmuthige geiſtreiche Leichtigkeit des offenen reinen Gemüths waren in Schiller's Umgang immer lebendig, man wandelte wie zwiſchen den unwandelbaren Sternen des Himmels und den Blumen der Erde in ſeinen Geſprächen. Wie wir uns beglückte Geiſter denken, von denen die Banden der Erde abfallen und die ſich in einem reinern leichtern Elemente der Freiheit eines vollkommenern Einverſtändniſſes erfreuen, ſo war uns zu Muthe."

Die Frauen des Lengefeld'ſchen Hauſes bildeten indeſſen nicht den ganzen Kreis des geſelligen Umgangs in Rudolſtadt. Außer dem Hofrath von Beulwitz, welchen Schiller in ſeinem Briefe an Körner erwähnt, fand ſich beſonders der Baron von Gleichen oft bei der Familie Lengefeld ein; er wird als einer der edelſten und liebenswürdigſten Menſchen geſchildert, hatte viel Sinn für bildende Kunſt und „war recht zum Genuß des Schönen aller Art geſchaffen". Da er namentlich gern ſich mit Gegenſtänden der Metaphyſik beſchäftigte, ſo hatte er an Schiller den rechten Mann gefunden. Es iſt nicht ohne Intereſſe zu erfahren, daß Baron von Gleichen damals mit einer Freundin des Lengefeld'ſchen Hauſes verſprochen war und daß aus der Ehe dieſer Beiden Schiller's künftiger Schwiegerſohn hervorging. „Auch Zacharias Becker lernte Schiller in unſerm Hauſe kennen", ſagt Karoline von Wolzogen. „Dieſer merkwürdige Menſch, deſſen Name von allen Deutſchen

mit Achtung und Liebe genannt zu werden verdient, faßte eine herzliche Zuneigung für Schiller. Verwandt hinſichtlich der ſtarken Seite ihrer Seelen, durch ein höheres gemeinſames Intereſſe an der Menſchheit, durch echte Freiheitsliebe, wurden ſie ſich gegenſeitig werth und ihre Gemüther begegneten ſich in Enthuſiasmus für die Ausbildung des Nationalſinns, den jeder auf ſeine Weiſe zu fördern ſuchte. Becker verbreitete unter dem Schutze des trefflichen Herzogs Ernſt von Gotha ſeine Volksſchriften, die wahre Volksbildung bezweckten, und Schiller löſte die deutſche Muſe aus den Feſſeln des galliſchen Geſchmacks. Wie tief Beide ins Herz des Volks gegriffen, davon gibt die Zeit der Befreiung vom fremden Joche Kunde." Außerdem fanden ſich bei der Familie Lengefeld auch öfter der nachmalige Fürſt Ludwig Friedrich und deſſen Bruder Karl ein. „Sie bewahrten immer eine herzliche Freundſchaft für Schiller." Ein Beſuch Knebel's, das Zuſammentreffen mit einigen der hervorragendſten Schauſpieler aus Weimar, wie Wolff, Frau von Heygendorf, Strohmeyer und Andere, welche um dieſe Zeit in Rudolſtadt Vorſtellungen gaben, runden ſo ziemlich die Zahl der namhaften Perſönlichkeiten, mit welchen Schiller während des „rudolſtädter Sommers" in Berührung kam. Aber das bedeutſamſte Zuſammentreffen ſtand noch aus: das erſte Zuſammentreffen mit Goethe.

Goethe war zu Anfang des Jahres 1788 und um die Zeit, als Schiller von Dresden aus nach Weimar kam, in Italien; er kehrte von da erſt Mitte Juni zurück, wo ſich Schiller bereits in Rudolſtadt befand. Hier erſchien nun auch Goethe, damals ſchon in voller Blüte ſeines Ruhmes, am 7. Sept. in Begleitung der Frauen von Stein und Herder.

Das Zuſammentreffen erfolgte in der Beulwitz'ſchen Wohnung, wo eine größere Geſellſchaft verſammelt war, und Karoline von Wolzogen ſchreibt hierüber:

„Während dieſes Sommers ſah Schiller Goethe'n zuerſt in unſerm Hauſe. Wie alle rein fühlenden Herzen hatten uns dieſes Dichters Schöpfungen mit Enthuſiasmus erfüllt; Goethe und Rouſſeau waren unſere Hausgötter. Höchſt geſpannt waren wir bei dieſer Zuſammenkunft und wünſchten nichts mehr als eine Annäherung, die nicht erfolgte. Von Goethe'n hatten wir, bei ſeinem entſchiedenen Ruhme und ſeiner äußern Stellung, Entgegenkommen erwartet und von unſerm Freunde auch mehr Wärme in ſeinen Aeußerungen. Zu unſerm Troſte ſchien Goethe von ſchmerzlicher Sehnſucht nach Italien befangen, und ſo liehen wir ihm gern dieſe Empfindungsart als Grund ſeiner Kälte.“

Schiller's Bericht an Körner über dieſes erſte Begegnen lautet:

„Endlich kann ich dir von Goethe erzählen, worauf du, wie ich weiß, ſehr begierig warteſt. Ich habe vergangenen Sonntag beinahe ganz in ſeiner Geſellſchaft zugebracht, wo er uns mit der Herder, Frau von Stein und der F. v. S. (Frau von Staël) beſuchte. Sein erſter Anblick ſtimmte die hohe Meinung ziemlich tief herunter, die man mir von dieſer anziehenden und ſchönen Figur beigebracht hatte. Er iſt von mittlerer Größe, trägt ſich ſelbſt ſteif und geht auch ſo; ſein Geſicht iſt verſchloſſen, aber ſein Auge ſehr ausdrucksvoll, lebhaft, und man hängt mit Vergnügen an ſeinem Blicke. Bei vielem Ernſt hat ſeine Miene doch viel Wohlwollendes und Gutes. Er iſt brünett und ſchien mir älter auszuſehen, als er meiner Berechnung nach wirklich ſein kann. Seine Stimme iſt überaus angenehm, ſeine Erzählung fließend, geiſtvoll und belebt: man hört ihn mit überaus vielem Vergnügen, und wenn er bei gutem Humor iſt, welches diesmal ſo ziemlich der Fall war, ſpricht er gern und mit Intereſſe. — Unſere Bekanntſchaft war bald gemacht und ohne den mindeſten Zwang; freilich war die

Geſellſchaft zu groß und Alles auf ſeinen Umgang zu eiferſüchtig, als daß ich viel allein mit ihm hätte ſein oder etwas Anderes als allgemeine Dinge mit ihm ſprechen können. Er ſpricht gern und mit leidenſchaftlichen Erinnerungen von Italien.... Im Ganzen genommen iſt meine in der That große Idee von ihm nach dieſer perſönlichen Bekanntſchaft nicht vermindert worden; aber ich zweifle, ob wir einander je ſehr naherücken werden. Vieles, was mir jetzt noch intereſſant iſt, was ich noch zu wünſchen und zu hoffen habe, hat ſeine Epoche bei ihm durchlebt; er iſt mir (an Jahren weniger als an Lebenserfahrungen und Selbſtentwickelung) ſo weit voraus, daß wir unterwegs nie mehr zuſammenkommen werden, und ſein ganzes Weſen iſt ſchon von Anfang her anders angelegt als das meinige, ſeine Welt iſt nicht die meinige, unſere Vorſtellungsarten ſcheinen weſentlich verſchieden. Indeſſen ſchließt ſich's aus einer ſolchen Zuſammenkunft nicht ſicher und gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren. Dieſer Tage geht er nach Gotha, kommt aber gegen Ende des Herbſtes wieder zurück, um den Winter in Weimar zu leben. Er ſagt mir, daß er Verſchiedenes in den «Mercur» geben werde; ob er auf nächſte Oſtermeſſe ſeine Schriften endigen würde, macht er zweifelhaft. Jetzt arbeitet er an Feilung ſeiner Gedichte."

Körner erwidert hierauf:

„Goethe's Zuſammenkunft mit dir iſt abgelaufen, wie ich mir dachte. Die Zeit wird lehren, ob ihr euch näherkommen werdet. Freundſchaft erwarte ich nicht, aber gegenſeitig Reibung und dadurch Intereſſe füreinander."

Nun, die Reibung iſt nicht ausgeblieben, allein ſie hat doch auch zu jener Freundſchaft geführt, die für Beide wie für die deutſche Literatur von ſo großer Bedeutung geworden iſt.

Schiller's Tagesordnung in Volkſtädt und Rudolſtadt war ungefähr folgende:

Er widmete die Vormittage dem Studiren und Arbeiten, die Nachmittage Spaziergängen und Ausflügen, sowie dem Briefwechsel mit Körner, Wieland und Andern; die Abende gehörten der Familie Lengefeld.

Bei einem Ausfluge nach Schwarzburg schrieb Schiller in das dortige Fremdenbuch:

Auf diesen Höhen sah auch ich
Dich, freundliche Natur — ja dich!

Aber nicht blos der Genuß der schönen landschaftlichen Natur war es, der den Dichter oft ins Freie trieb; er suchte auch gern technische Gewerbe auf, um sich zu unterrichten. So war er öfters in der Glockengießerei bei Rudolstadt zu sehen und befaßte sich aufs gründlichste mit der Technik in diesem Fache, sodaß ihm später beim Dichten des „Lied von der Glocke" diese Kenntniß sehr zustatten kam; er soll überhaupt die erste Idee zu diesem Gedichte schon in Rudolstadt gefaßt haben. Auch bei dem damals berühmten Volksfeste, dem rudolstädter Vogelschießen, fehlte Schiller nicht, wenn es ihm auch „nur Zeit nahm, ohne ihm Vergnügen zu geben". Unbekannt dürfte es Vielen sein, daß Schiller während seines Aufenthalts in Rudolstadt auf Veranlassung des dortigen Fürsten Mitglied der Schützengilde wurde; der Trinkspruch, welchen er ausbrachte, als ihm nach altem Brauche der silberne Pokal mit Rheinwein gereicht wurde und zu Ehren des neuen Schützen die Kanonen donnerten, lautete:

„Gnädigster Herr! Ich wünsche Ihnen alle Kronen der Erde; denn ich sehe, Ihre Unterthanen sind glücklich!"

In Bezug auf Schiller's geistige Thätigkeit ist hier wie überall Zweierlei zu unterscheiden: das lebhafte Bestreben, selbst noch zu lernen und sich auszubilden, und nebenher seine philosophischen, historischen und poetischen Arbeiten zu fördern.

Ueber ſein Bedürfniß einer ſtetigen Erweiterung ſeiner Kenntniſſe hat er ſich unterm 26. Mai an Körner deutlich genug ausgeſprochen.

„Ich habe", ſchreibt er, „Vieles zum Leſen mit hierhergebracht. Es kommt nur darauf an, was zu Ausgang meines Termins wird geſchehen ſein. Täglich ſtoße ich noch auf meinen Mangel an Lectüre und beinahe fürchte ich, daß ich die letzten zehn Jahre nie ganz werde erſetzen können. Daran hindert mich, wie immer, das leidige Bedürfniß, daß ich viel ſchreiben muß und der unglückliche Umſtand, daß ich langſam arbeite. Nach der gewiſſenhafteſten Zeitberechnung, wie ſie ſich nämlich bei ſolchen willkürlichen Fällen anſtellen läßt, bleiben mir des Tages höchſtens drei Stunden zur Lectüre — und wie wenig iſt das bei einer ſolchen Anzahl nur der unentbehrlichſten Schriften, die ich nachholen muß."

Was ihm Körner hierauf erwidert, iſt ganz von jener praktiſchen Weisheit eingegeben, die wir an dieſem trefflichen Manne ſo oft ſchätzen und lieben lernen.

„Biſt du nicht zu ängſtlich", ſchreibt er, „in Anſehung deiner Lectüre? Ich kenne das Gefühl, wenn man ſich unter Menſchen und Büchern herumtreibt, wo man alle Augenblicke Spuren einer Beleſenheit findet, durch die man beſchränkt wird. Aber es fragt ſich, ob eine ſolche Beleſenheit für den wahren Gehalt des Schriftſtellers ſo ſehr wuchert. In deinem Falle würde ich ſtolz auf eine gewiſſe Fremdheit in einigen Fächern ſein. Vielleicht iſt eben dadurch deine Phantaſie reger und lebendiger geworden, daß du früher aus dir ſelbſt geſchöpft und nicht blos fremde Arbeit benutzt haſt. Ich komme immer darauf zurück, daß du nicht berufen biſt, ein Gelehrter, ſondern ein Künſtler zu ſein. Alſo würdeſt du Unrecht thun, wenn du ſolche Stunden, die du zu eigenen Producten oder zur Erhöhung deiner Kunſtfertigkeit gebrauchen könnteſt, zur

Erwerbung von Kenntnissen, die du entbehren kannst, verschwendetest. Was du allenfalls zur Vollendung deiner persönlichen Ausbildung noch zu lesen brauchst, ist gewiß wenig, und dazu sind die Stunden der Erholung hinreichend."

Dessenungeachtet finden wir Schiller in Rudolstadt selbst im Freundeskreise auf das anhaltendste beschäftigt mit Metaphysik, Homer, den griechischen Tragikern und Haller.

Karoline von Wolzogen schreibt hierüber:

„Die Werke der Dichter, die uns bis dahin nur den schönsten Lebensgenuß und Trost gewährt, die wir nur von dem natürlichen Gefühl und Sinn geleitet aufgenommen hatten, ergriffen wir in Schiller's Ansicht nun auch mit Reflexion, und unser Gefühl und Geschmack klärte sich selbst durch sicheres Urtheil auf. Zum ersten male lasen wir den ganzen Homer, von dem uns nur Bruchstücke bekannt waren. Was jeder Deutsche Voß' Uebersetzung zu danken hat, ist unaussprechlich. Schiller las uns Abends die «Odyssee» vor und es war uns, als rieselte ein neuer Lebensquell um uns her. Die Bekanntschaft mit den griechischen Tragikern vollendete diese neue Gestaltung unsers Kunstsinns. Diese große Darstellung der Menschheit in ihrer Allgemeinheit und ewigen Naturwahrheit ergriff uns im tiefsten Innern und entzückte uns so sehr, daß wir viele Stellen der Tragödien, die wir aus Brumoy's «Griechischem Theater» kennen lernten, übersetzten, um nur diese Reden, Gefühle und Bilder vermittels unserer Sprache inniger in Herz und Seele aufzunehmen. Schiller versprach uns, unsere Lieblingsstücke zu verdeutschen; und daß dies Leben und Weben in diesen Urgebilden auch ein Wendepunkt für seinen eigenen Geist wurde, ja auf den «Wallenstein» mächtig einwirkte, ist wol nicht zu verkennen."

In Rücksicht auf Homer erhalten wir von Schiller die merkwürdigsten Geständnisse:

„Ich leſe jetzt faſt nichts als Homer. Ich habe mir Voß' Ueberſetzung der «Odyſſee» kommen laſſen, die in der That ganz vortrefflich iſt; die Hexameter weggerechnet, die ich gar nicht mehr leiden mag; aber es weht ein ſo herzlicher Geiſt in dieſer Sprache, dieſer ganzen Bearbeitung, daß ich den Ausdruck des Ueberſetzers für kein Original, wär' es noch ſo ſchön, miſſen möchte. Die «Iliade» leſe ich in einer proſaiſchen Ueberſetzung. In den nächſten zwei Jahren, habe ich mir vorgenommen, leſe ich keine modernen Schriftſteller mehr. Vieles, was du mir ehemals geſchrieben, hat mich ziemlich überzeugt, Keiner thut mir wohl; Jeder führt mich von mir ſelbſt ab, nur die Alten geben mir jetzt wahre Genüſſe. Zugleich bedarf ich ihrer im höchſten Grade, um meinen eigenen Geſchmack zu reinigen, der ſich durch Spitzfindigkeit, Künſtlichkeit und Witzelei ſehr von der wahren Simplicität zu entfernen anfing. Du wirſt finden, daß mir ein vertrauter Umgang mit den Alten äußerſt wohlthun — vielleicht Claſſicität geben wird. Ich werde ſie in guten Ueberſetzungen ſtudiren — und dann — wenn ich ſie faſt auswendig weiß, die griechiſchen Originale leſen. Auf dieſe Art getraue ich mir ſpielend griechiſche Sprache zu ſtudiren."

Aber auch ſelbſtſchöpferiſch war Schiller in Rudolſtadt ſehr thätig, obſchon er ſelbſt behauptet, daß er ſich in dieſer Zeit mit ſeiner Arbeitſamkeit nicht ſehr „gloriiren" könne. Er ſammelte mehr als er verarbeitete.

Am eifrigſten und fleißigſten arbeitete er an ſeiner „Geſchichte des Abfalls der Vereinigten Niederlande von der ſpaniſchen Regierung" und zwar beſonders am Ende des erſten und am zweiten Theile, indem er dem Freundeskreiſe in Rudolſtadt dieſelbe abſchnittsweiſe, wie ſie vollendet wurde, vorlas. Am 5. Juli ſchreibt er darüber:

„Mit dem ersten Theile werde ich in zehn Tagen fertig"; und am 27. Juli:

„Die niederländische Geschichte wird nach dem angefangenen Plane sechs Bände; der erste hat 32 Bogen."

Vor dem 27. Juli mußte er also diesen ersten Band in Volkstädt wirklich zu Ende gebracht haben.

Hiermit steht folgende Anekdote in Verbindung. Als Schiller mit diesem Geschichtswerke in Volkstädt beschäftigt war, überfiel ihn ein nicht unbedeutendes, dieser Arbeit ungemein hinderliches Unwohlsein. Sein Arzt, Hofrath Conradi aus Rudolstadt, bemerkend, daß diese Behinderung Schiller sehr drückte und sogar Sorge wegen der Fortsetzung machte, äußerte zu ihm:

„Seien Sie unbesorgt, der Tod wird Sie nicht hindern an der Fortsetzung; Sie werden aber sterben, sobald Sie dieses Werk beendigt!"

Schiller hörte diese Worte des ärztlichen Freundes mit Aufmerksamkeit an. Später wiederholt zur Beendigung aufgefodert, ist er nicht dazu zu bewegen gewesen. *)

Desgleichen schrieb er fleißig am „Geisterseher" wozu Frau von Wolzogen bemerkt, daß das philosophische Gespräch in demselben mit ihren damaligen Unterhaltungen in Verbindung gestanden habe. Schiller schreibt über dieses Werk unterm 12. Juni von Volkstädt:

„Lache mich aus soviel du willst: ich arbeite ihn ins Weite und unter 30 Bogen kommt er nicht weg. Ich wäre ein Narr, wenn ich das Lob der Thoren und Weisen so in den Wind schlüge. Göschen kann mir ihn gut bezahlen."

Körner erwidert, daß er ihm nicht verdenke, wenn er

*) „Schiller's Liebe und Verhältniß zu Rudolstadt", von Oberwein.

dieſes Werk ausdehne, und ſo machte ſich Schiller Ende Auguſt auch an die Fortſetzung.

Ferner beförderte er von hier aus ſeine berühmten „Briefe über «Don Carlos»" zum Abdruck im „Mercur". Wieland ſprach ſich darüber mit großer Bewunderung aus.

Mit dem „Menſchenfeind" beſchäftigte er ſich ſehr fleißig und hoffte ihn bis October zu Ende zu bringen. Am 5. Juli ſchreibt er:

„Ich gedenke keine Feder mehr zu dieſem Stück («Menſchenfeind») anzuſetzen, bevor ich mit dem Plan in Richtigkeit bin."

Man ſieht daraus die Art und Weiſe, wie Schiller bei ſeinen größern Arbeiten verfuhr und daß dieſer Plan ihm viel zu ſchaffen machte. Noch deutlicher ſpricht er ſich darüber unterm 20. Aug. aus:

„Meine Geſchäfte gehen nicht zum lebhafteſten. Mein unruhiger Geiſt iſt der Darſtellung nicht empfänglich, ich bin mir ſelbſt zu gegenwärtig. Meine Geſchichte hat viel Dichterkraft in mir verdorben und dieſe Journalarbeiten ziehen mich zu ſehr auseinander. Die Zeiten ſind nicht mehr, wo ich auf ein einziges Object alle meine Kräfte zuſammenhäufte. Ich fühle dieſe Veränderung lebhaft bei meinem «Menſchenfeind» — um ihn vorzunehmen, darf ich kein Nebengeſchäft haben; auch laſſe ich ihn jetzt wieder liegen. Ich habe einige kleine Schritte darin vorwärtsgethan, und wenn ich drei mal daran gehe und ihn drei mal wieder weglege, ſo qualificirt ſich endlich das Stück zu einer gewiſſen Vollkommenheit. Eher, verſichere ich dir, ſchreibe ich keine Zeile an der Ausführung, bis ich mit dem Plane ganz und aufs genaueſte in Ordnung bin, und bis dieſer Plan alle meine Foderungen erfüllt. Ein anderes Sujet habe ich ſchon ſeit einem halben Jahre im Kopfe, das weit einfacher iſt und durch einfache Behandlung

äußerst viel gewinnen kann. An dieses mache ich mich jetzt, versteht sich, daß ich es einige Monate erst bei mir kochen lasse. Es ist einer griechischen Manier fähig und ich werde es auch in keiner andern ausarbeiten." *)

Desgleichen lieferte er Manches für „Mercur" und „Thalia" und beschäftigte sich überhaupt viel mit dem Journalwesen. Er arbeitete ein vollständiges Programm für ein neues Journal aus und verfaßte mehre Recensionen. Die berühmteste darunter ist die des „Egmont".

Eine Lieblingsidee Körner's war, Schiller zu einem Epos zu bewegen, dessen Heros Friedrich der Große sei.

Schiller schreibt darüber:

„Deine Idee zu dem epischen Gedichte ist gar nicht zu verwerfen, nur kommt sie sechs bis acht Jahre für mich zu früh. Laß uns späterhin wieder darauf kommen. Alle Schwierigkeiten, die von der so nahen Modernität dieses Sujets entstehen, und die anscheinende Unverträglichkeit des epischen Tones mit einem gleichzeitigen Gegenstande würden mich so sehr nicht schrecken; im Gegentheil, es wäre eines Kopfes würdig sie zu bestehen und zu überwinden. Wenn einige vollendetere poetische Werke und einige gute historische Versuche die Erwartung des ganzen deutschen Publicums von mir genug erhöht und verbessert haben werden, daß ich von seiner Seite etwas Großes zur Beförderung einer solchen Nationalangelegenheit hoffen kann — Dinge, die alle einigen Schein der Wahrheit haben — dann läßt sich mehr darüber denken und sagen."

Ebenso suchte Körner ihn auch zum Romanschreiben zu veranlassen.

---

*) Wahrscheinlich „Der Tod des Themistokles" (Hoffmeister, „Nachlese", III, 233 fg.).

Endlich hat Schiller hier die kleine Erzählung, „Herzog von Alba bei einem Frühſtück auf dem Schloſſe zu Rudolſtadt", aufgezeichnet, wie er in dem Briefe vom November 1788 an Körner erwähnt. Er benutzte dabei ein Werk der fürſtlichen Bibliothek und befindet ſich noch eine Abſchrift des Schiller'ſchen Manuſcripts in den Händen des Hofraths Heſſe in Rudolſtadt, welche deſſen Vater von Schiller zum Geſchenk erhielt.

In die Zeit dieſes Sommeraufenthalts fällt der Fehdebrief Stolberg's gegen „Die Götter Griechenlands". Wie unweiſe, ja abgeſchmackt ein Verfahren iſt, die Lehrſätze der Dogmatik gegen die Philoſophie einer freien Dichtung zu Felde zu führen, fühlte zwar jeder Vernünftige ſchon damals, aber es konnte auch nicht fehlen, daß ſich Beſchränktheit und ängſtliche Gewiſſen, die ihr großes Publicum haben, mit dem „Gottesleugner" Schiller viel zu ſchaffen machten. Schiller war anfangs ſehr verſucht, der Unvernunft ihre eigene Grimaſſe entgegenzuhalten, allein ſtatt der Züchtigung des „gräflichen Salbaders" zog er es vor — die „Götter Griechenlands" fortzuſetzen und der Nachwelt ſtatt einer geharniſchten Streitſchrift eine meiſterhafte Dichtung „Die Künſtler" zu hinterlaſſen.

Es lieſt ſich wie ein idylliſcher Abſchluß der ganzen Angelegenheit, wenn Karoline von Wolzogen erzählt, wie Schiller ſeine kleinen dogmatiſchen Streitigkeiten mit ihrer Mutter damit endigte, daß er ihr eine engliſche Bibel ſchenkte, darein er folgende Verſe über die Unſterblichkeit geſchrieben hatte:

Nicht in Welten, wie die Weiſen träumen,
Auch nicht in des Pöbels Paradies,
Nicht in Himmeln, wie die Dichter reimen,
Aber wir begegnen uns gewiß!

Wenn von Schiller's geiſtiger Thätigkeit die Rede iſt, ſo darf der lebhafte briefliche Verkehr nicht vergeſſen werden, wel-

chen er namentlich mit seinem Freunde Körner stets unterhielt. Sehr viele seiner Briefe haben einen wahrhaft bedeutenden Werth, wie auch Goethe nach des Dichters Tode zu Eckermann sich mit großer Wärme über Schiller's Briefe äußert.

Von Rudolstadt aus hat Schiller an seinen Freund in Dresden nicht weniger als elf Briefe geschrieben, darunter einige von ausgezeichneter Bedeutung. Interessant ist unter andern auch der Brief mit den medicinischen Erörterungen, welche Schiller infolge eines Unwohlseins Körner's anstellt, und ein zweiter über den Beruf eines Schriftstellers. Auch mit Wieland wurden Briefe gewechselt, und der liebenswürdige Greis blieb seine gemüthlichen Antworten nicht schuldig. Leider wurde um jene Zeit auch der Tod von Schiller's mütterlicher Freundin und Beschützerin, Geheimräthin von Wolzogen, Anlaß zu einem Briefe des Dichters an den jungen Freund Wilhelm von Wolzogen; er ist wieder ein schöner Beweis von Schiller's herrlichem Gemüthe.

Aber, wird man fragen, Schiller's Verhältniß zu Fräulein von Lengefeld, seiner künftigen Frau?

Wohl! So darf man in der That fragen, da es doch gerade dieses Verhältniß vorwiegend war, welches den Dichter zu seinem Sommeraufenthalte in Volkstädt und Rudolstadt veranlaßte. Wir sprechen zuletzt davon, weil wir unsern Bericht gerade mit dieser wichtigen Angelegenheit beschließen wollen.

Schiller's Neigung zu Charlotte von Lengefeld darf vor allem nicht von jener Art gedacht werden, die ein Herz nach kurzer Bekanntschaft in jähe Leidenschaft vorwärtstreibt.

Wie diese Neigung Bestand gewann und allmälig an wohlthuender Wärme zunahm, erfahren wir am besten aus dem Bericht der Schwester Charlottens, welche schreibt:

„Gibt es irgendeine Lebensepoche, in der wir alle unsere

Gemüths- und Geisteskräfte zu völliger Befriedigung im Einklang fühlen, so ist dies in der Blütezeit einer beginnenden geistigen Freundschaft. Die Zukunft lächelt uns, vom Zauber der Ahnung und Hoffnung umsponnen, und kein Stachel des Verlangens leidenschaftlicher Zuneigung stört den friedlichen Genuß der Gegenwart. Nicht gespannt und gedrückt, durch heftiges Streben Liebe zu gewinnen, entfaltet sich unser Wesen frei, ruhig und still in seinen tiefsten Kräften, und vom Strahl der Wahrheit beleuchtet spiegelt sich Seele in Seele. Auf diesem milden Lichtpfad wollte Schiller das Herz meiner Schwester gewinnen."

Charlottens Bild wird mit schwesterlicher Liebe folgendermaßen entworfen:

„Meine Schwester konnte wol in jedem Sinne eine wünschenswerthe Verbindung für Schiller sein. Sie hatte eine recht anmuthige Gestalt und Gesichtsbildung. Der Ausdruck reinster Herzensgüte belebte ihre Züge und ihr Auge blitzte nur Wahrheit und Unschuld. Sinnig und empfänglich für alles Gute und Schöne im Leben und in der Kunst, hatte ihr ganzes Wesen eine schöne Harmonie. Mäßig, aber treu und anhaltend in ihren Neigungen, schien sie geschaffen, das reinste Glück zu genießen. Sie hatte Talent zum Landschaftzeichnen, einen feinen und tiefen Sinn für die Natur und Reinheit und Zartheit in der Darstellung. Unter günstigern Umgebungen hätte sie in dieser Kunst etwas leisten können. Auch sprach sich jedes erhöhtere Gefühl in ihr oft in Gedichten aus, unter denen einige, von der Erinnerung an lebhaftere zärtliche Herzensverhältnisse eingegeben, voll Grazie und sanfter Empfindung sind."

Schiller vollendet uns das Bild der Lengefeld'schen Familie und seines Verhältnisses zu derselben mit folgenden Zeilen an Körner:

„Ich habe mich hier noch immer ganz vortrefflich wohl. Nur entwiſcht mir manches ſchöne Stündchen in dieſer anziehenden Geſellſchaft, das ich eigentlich vor dem Schreibtiſche zubringen ſollte. Wir ſind einander hier nothwendig geworden und keine Freude wird mehr allein genoſſen. Die Trennung von dieſem Hauſe wird mir ſehr ſchwer ſein und vielleicht deſto ſchwerer, weil ich durch keine leidenſchaftliche Heftigkeit, ſondern durch eine ruhige Anhänglichkeit, die ſich nach und nach gemacht hat, daran gehalten werde. Mutter und Tochter ſind mir gleich lieb und werth geworden und ich bin es ihnen auch. Es war recht gut gethan, daß ich mich gleich auf einen vernünftigen Fuß geſetzt habe und einem ausſchließenden Verhältniſſe ſo glücklich ausgewichen bin: es hätte mich um den beſten Reiz dieſer Geſellſchaft gebracht. Es ſollte mich wundern, wenn euch dieſe Leute nicht ſehr intereſſiren. Beide Schweſtern haben etwas Schwärmerei, was deine Weiber nicht haben; doch iſt ſie bei Beiden dem Verſtande ſubordinirt und durch Geiſtescultur gemildert. Die Jüngere iſt nicht ganz frei von einer gewiſſen coquetterie d'esprit, die aber durch Beſcheidenheit und immer gleiche Lebhaftigkeit mehr Vergnügen gibt als drückt. Ich rede gern von ernſthaften Dingen, von Geiſteswerken, von Empfindungen — hier kann ich es nach Herzensluſt und ebenſo leicht wieder auf Poſſen überſpringen."

Wenn Schiller hier und da, von ſeiner „philoſophiſchen Hypochondrie" heimgeſucht, ſeinem Leben und Lieben in Rudolſtadt eine etwas trübere Farbe aufzwingt, ſo ſtört das im Ganzen die Annahme nicht, daß dieſer Sommer mit zu den glücklichſten Perioden ſeines Lebens zählte.

Einen hübſchen Einblick in das Herz des Dichters erhalten wir durch folgende, theils an beide, theils an eine der Schweſtern von Lengefeld gerichteten Briefchen.

„Ich hoffe", ſchreibt er an Karoline, „daß Ihnen Allen

BIBL. VNIVERS. LIPS.

die geſtrige Partie ſo gut bekommen ſei wie mir. Es war ein gar lieblicher, vertraulicher Abend, der mir für dieſen Sommer die ſchönſten Hoffnungen gibt. Mehr ſolche Abende und in ſo lieber Geſellſchaft — mehr verlange ich nicht. — Rudolſtadt und dieſe Gegend überhaupt ſoll, wie ich hoffe, der Hain der Diana für mich werden; denn ſeit geraumer Zeit geht mir's wie dem Oreſt in Goethe's «Iphigenia», den die Eumeniden herumtreiben. Den Muttermord freilich abgerechnet und ſtatt der Eumeniden etwas Anderes geſetzt, das am Ende nicht viel beſſer iſt. Sie werden die Stelle der wohlthätigen Göttinnen bei mir vertreten und mich vor den böſen Unterirdiſchen beſchützen. — Dieſen Abend werde ich Sie wol ſchwerlich ſehen. Ich tauge heute gar nicht unter Menſchen und unter ſolche, die ich liebe, noch weit weniger. Sie werden es auch dieſem kleinen Pröbchen anmerken. Nichts iſt in meinen Augen unverzeihlicher, als einen Cirkel von Fröhlichen mit ſeinem ſchwerfälligen Humor zu ſtören — und dieſe Wandelbarkeit der Laune iſt leider ein Fluch, der auf allen Muſenſöhnen ruht."

An Dieſelbe: „Haben Sie Dank für Ihr liebes Andenken an mich armen verlaſſenen Robinſon. Schon war ich drei mal im Begriff, mich hinzuſetzen und Sie fußfälligſt um die Geſchichte der ſchönen Meluſine oder den Gehörnten Siegfried zu bitten, damit dieſe Centnerlaſt von Langeweile von mir abgewälzt würde. Um ſo beſſer nun, daß ich durch die überſchickten Packete Stoff, vorzüglich aber durch die Verſicherung, daß Sie meiner gedachten, Freude zum Leben erhalte."

An Charlotte: „Wüßte ich nur etwas, womit ich Sie ſo ſchön an mich erinnern könnte, als Ihre ſchöne Zeichnung Ihr Bild bei mir lebendig erhalten wird. Dies bedarf zwar keiner äußern Hülfe; aber alles Gute und Schöne, wie Sie

ſchon aus dem lieben Evangelium wiſſen, hat wie die Sacramente eine unſichtbare Wirkung und ein ſichtbares Zeichen. — Die Zeichnung wird meinem Schreibtiſch gegenüberſtehen, manchen ſtillen Abend von mir betrachtet werden und mir das Bild Derer zurückrufen, die mir hier ſo freundlich und wohlthätig vorübergeeilt ſind. Noch einmal, haben Sie recht ſchönen Dank dafür! Es gibt mir eine gar angenehme Empfindung zu wiſſen, daß Sie ſich mit etwas beſchäftigt haben, das mir Vergnügen machen würde. — Jetzt, da es ſich dem Ziele nähert, mache ich mir Vorwürfe, daß ich nicht beſſer mit den Augenblicken hausgehalten habe, die ich bei Ihnen zubringen konnte. Oft meine ich, Ihnen viel, gar viel geſagt zu haben; und doch finde ich zu andern Zeiten, daß ich noch weit mehr hätte ſagen können und ſagen wollen. Wenn indeſſen nur der gelegte Grund feſt und maſſiv iſt, ſo wird die liebe wohlthätige Zeit noch Alles zur Reife bringen. Ich weiß und fühle, daß mein Andenken hier unter Ihnen leben wird, und dies iſt eine freudige Erinnerung für mich."

An Dieſelbe (nach Kochberg, einem Landgute der Frau von Stein in der Nähe von Rudolſtadt): „Ihre Billets haben mir einen recht ſchönen Morgen gemacht. Geſtern ſchlief ich mit der ſchönen Hoffnung ein, daß ich heute etwas von Ihnen ſehen würde, und Sie haben ſie mir erfüllt. Daß Sie geſtern mit der Botenfrau nicht ſchrieben, hat uns etwas gewundert und faſt hatt' es uns betrübt; aber wir haben es uns erklärt, ſo gut wir konnten. — Könnte ich doch zur Verſchönerung Ihres Lebens etwas thun! Ich glaube, ich würde das meinige dann ſelbſt mehr lieben. Was iſt edler und was iſt angenehmer als einer ſchönen Seele den Genuß ihrer ſelbſt zu geben; und was könnte ich mehr wünſchen, die lieblichen Geſtalten Ihres Geiſtes anzuſchauen und immer und immer um

mich her zu fühlen! Sie ſind nicht allein glücklich, wenn Sie es ſind. — Es freut mich, wenn Sie diejenigen Stücke von mir, die mir ſelbſt lieb ſind, liebgewinnen und ſich gleichſam zu eigen machen; es ſind abgeriſſene Stücke meines Weſens und es iſt ein entzückender Gedanke für mich, ſie in das Ihrige übergegangen zu ſehen, ſie in Ihnen wieder anzuſchauen und als Blumen, die ich pflanzte, wiederzuerkennen. — Leben Sie wohl, beſtes Lottchen. Ich möchte gar gern noch viel mit Ihnen reden; aber ich fürchte in einen Text zu gerathen, woraus kein Ausgang iſt. — Geſtern laſen wir in der «Odyſſee», und eine Scene aus den «Phönizierinnen» des Euripides hätte uns bald Thränen gekoſtet."

An Dieſelbe: „Sie ſind uns heute um eine Stunde näher; das freut mich, wenn ich Sie auch ſchon nicht ſehe. — Genießen Sie noch recht ſchöne Tage in Kochberg. Sie ſind in ſehr guten Händen. Ich habe die Stein ſehr liebgewonnen, ſeitdem ich ihrem Geiſt mehr zugeſehen habe. Ich liebe den ſchönen Ernſt in ihrem Charakter, ſie hat Intereſſe für Das, was ſie für wahr hält und was edel iſt. Viele Menſchen ſterben, ohne je was davon zu ahnen. Auch an Ihnen liebe ich dieſe Miſchung von Lebhaftigkeit und Ernſt und habe Beidem ſchon ſehr ſchöne Stunden zu verdanken."

An beide Schweſtern: „Dank Ihnen Beiden, daß Sie einen freundlichen Antheil an meinem Geburtstage nehmen. Mir wird er immer vor vielen andern merkwürdig ſein, weil Ihre Freundſchaft in dieſem Jahre für mich aufblühte. Ich hoffe, er iſt auch nicht der letzte, den ich unter Ihnen erlebe und der mir durch Ihre liebevolle Theilnahme intereſſant würde. Ich denke mit Verwunderung nach, was in Einem Jahre doch Alles geſchehen kann. Heute vor einem Jahre waren Sie für mich ſo gut als gar nicht in der Welt — und jetzt ſollte

es mir ſchwer werden, mir die Welt ohne Sie zu denken. Denken auch Sie immer wie heute, ſo iſt unſere Freundſchaft unzerſtörbar wie unſer Weſen! — Daß ich mich in meiner Vermuthung nicht betrogen habe, das geſtrige Gedicht würde Sie intereſſiren, freut mich ungemein; es beweiſt mir, daß Ihre Seele Empfindungen und Vorſtellungsarten zugänglich und offen iſt, die aus dem Innerſten meines Weſens gegriffen ſind. Dies iſt eine ſtarke Gewährleiſtung unſerer wechſelſeitigen Harmonie, und jede Erfahrung, die ich über dieſen Punkt mache, iſt mir heilig und werth. — Ich wollte wol auch, daß Sie mir dieſen Tag mehr angehörten, als die Umſtände es erlauben. Gegen 5 Uhr komme ich gewiß — möchten wir alsdann nur nicht geſtört werden. Adieu!"

An Dieſelben: „Sie miſchen mir da Süßes und Bitteres ſo durcheinander, daß ich nicht ſagen kann, ob mehr dieſes neue Zeichen Ihrer Freundſchaft und dieſes Pfand Ihres Andenkens mich rührt, als die deutliche Vorſtellung unſerer Trennung mich niederſchlägt. Bisjetzt habe ich vermieden, einen Tag zu beſtimmen, ob es gleich bei mir entſchieden war, daß es dieſe Woche ſein müßte. Aber der Zufall kommt mir zu Hülfe und mir ſelbſt erleichtert es dieſe Trennung, wenn ich Sie auch anderswo weiß und auf der Reiſe mit dem Oncle. — Wir haben einander nichts mehr anzuempfehlen, das nicht, wie ich gewiß hoffe, ſchon richtig und entſchieden iſt. Ihr Andenken iſt mir theuer und theurer gewiß, als ich Ihnen mit Worten geſtanden habe, weil ich über Empfindungen nicht viel Worte liebe. Auch das meinige, weiß ich, wird Ihnen werth ſein. Leben Sie recht wohl! Leben Sie glücklich!"

An Dieſelben: „Für Ihr ſchönes Geſchenk dank' ich Ihnen ſehr. Sie haben aus meiner Seele geſtohlen, was mich freut. Sie haben mir den rudolſtädter Sommer in dieſer Vaſe mit-

gegeben. — Hindern Sie die Zurüſtungen zu Ihrer morgigen Reiſe nicht, ſo würde ich heute einen Spaziergang vorſchlagen. — Doch nein. Es würde mir ein trauriger Spaziergang ſein, und beſſer, wir haben uns geſtern für einige Monate zum letzten mal geſehen. — Adieu! Adieu! Noch einmal Dank, tauſend Dank, für die vielen, vielen Freuden, die Ihre Freundſchaft mir hier gewährt hat. Sie haben viel zu meiner Glückſeligkeit gethan und immer werde ich das Schickſal ſegnen, das mich hierhergeführt hat."

An Dieſelben: „Eben ſehe ich Ihren Wagen herauffahren. Es iſt mir, als reiſten wir miteinander. Ich möchte Sie doch gern heute noch ſehen, wär's auch nur von weitem und einen Augenblick. Die Anſtalten zur Reiſe betäuben mich und ich werde erſt, wenn ich unterwegs bin, zu mir ſelbſt kommen. — Aber, beſte Freundinnen, laſſen Sie uns dieſe Trennung nicht ſchwerer denken und machen, als ſie iſt. Die Vorſtellung unſerer Wiedervereinigung ſteht hell und heiter vor mir. Alles ſoll und wird mich darauf zurückführen. Alles wird mich an Sie erinnern und mir theuer ſein durch die Erinnerung. — Möchte ich Sie doch von meiner Freundſchaft ſo lebhaft überführt haben, als ſie ein Theil meines Weſens geworden iſt. Ja, meine Lieben, Sie gehören zu meiner Seele und nie werde ich Sie verlieren, als wenn ich mir ſelbſt fremd werde. — Adieu! Adieu! Leben Sie recht glücklich. Denken Sie oft meiner und laſſen Sie mich Ihnen nahe ſein im Geiſte. Adieu! Adieu! Ewig Ihr Schiller."

Eberwein bemerkt zu letzterm Briefe, daß „die Freundinnen" an demſelben Tage, an welchem Schiller Rudolſtadt verließ, wahrſcheinlich um deſſen Abweſenheit nicht allzu ſchmerzlich zu empfinden, ebenfalls eine Reiſe antraten und zwar nach Erfurt, ſodaß ſie ſich eine ganze Meile lang (bis Teuchel) auf demſelben Wege befanden.

Wir haben also Schiller mit diesen Zeilen von Rudolstadt scheiden sehen. Er ging am 12. Nov. nach Weimar zurück.

Ein sehr bezeichnender Rückblick auf das Leben in Rudolstadt ist es, wenn Schiller alsbald nach seiner Ankunft in Weimar den Freundinnen schreibt:

„Mein erster ruhiger Augenblick ist für Sie. Ich komme eben nach Hause, nachdem ich mich den ganzen Tag bei den Leuten herumgetragen habe, und für diese Mühe belohne ich mich mit einem recht lebhaften Andenken an meine theuern Freundinnen, die ich heute nicht zu sehen mich gar noch nicht gewöhnen kann.

„Dies ist der erste Tag, den ich ohne Sie lebe. Gestern habe ich doch Ihr Haus gesehen und Eine Luft mit Ihnen geathmet. Ich kann mir nicht einbilden, daß alle diese schönen, seelenvollen Abende, die ich bei Ihnen genoß, dahin sein sollen, daß ich nicht mehr, wie diesen Sommer, meine Papiere weglege, Feierabend mache und nun hingehe, mit Ihnen mein Leben zu genießen. Nein, ich kann und darf mir nicht denken, daß Meilen zwischen uns sind. Alles ist mir hier fremd geworden; ein Interesse an den Dingen zu schöpfen, muß man das Herz dazu mitbringen, und mein Herz lebt unter Ihnen. Ich scheine mir hier ein abgerissenes Wesen; in der Folge glaube ich wol, werden mir einige meiner hiesigen Verbindungen wieder liebwerden; aber meine besten Augenblicke, fürchte ich, werden doch diejenigen sein, wo ich mich des schönen Traums von diesem Sommer erinnere und Plane für den nächstfolgenden mache. Ich fürchte es; denn Wehmuth wird sich immer in diese Empfindung mischen, und glücklich ist man doch nicht, wenn man nicht in der Gegenwart leben kann. Ich habe mir die Trennung von Ihnen durch Vernünfteleien zu erleichtern gesucht; aber sie halten die Probe nicht aus und ich fühle, daß ich einen Verlust an meinem Wesen erlitten

habe. Seien Sie mir tauſend mal gegrüßt und empfangen Sie hier meine ganze Seele....“

Dies war alſo der erſte lange Aufenthalt Schiller's in Volkſtädt und Rudolſtadt.

Der nächſte fiel auf die Monate September und October 1789; Schiller wohnte während dieſer Zeit wieder in Volkſtädt. Die folgenden Beſuche, welche er in Rudolſtadt verheirathet zubrachte, trafen auf die Monate April 1790, October 1790, April bis Juli 1791, September (vom 3. bis 13.) 1799.

Allein da dieſe Beſuche in Schiller's jenaer Periode fallen, ſo finden ſie beſſer dort ihre nähere Erwähnung.

7.

Schiller's Gartenhaus in Jena.

„Die erste Bedingung eines glücklichen Vorgangs meiner Arbeit («Wallenstein») ist eine leichtere Luft und Bewegung", schrieb Schiller am 11. Jan. 1797, — „ich bin daher entschlossen, mit den ersten Regungen des Frühlings den Ort zu verändern und mir womöglich in Weimar ein Gartenhaus, wo heizbare Zimmer sind, auszusuchen. Das ist mir jetzt ein dringendes Bedürfniß."

Aber schon einige Wochen später berichtet er:

„Ich stehe jetzt in Handel wegen eines Gartens und Gartenhauses (in Jena), werde es auch wahrscheinlich bekommen. Das Haus ist sehr leidlich zu einer Sommerwohnung für eine Familie wie die meinige, und wenn ich zu den 1200 Thalern, die es mir kosten wird, noch etwa 600 Thaler zulege, so wird es ein recht geräumiges und angenehmes Quartier auch für den Winter geben. Der Garten ist nicht klein und die Lage vortrefflich."

Der Handel wurde abgeschlossen und am 7. Mai 1797 geschah der Einzug.

„Eine schöne Landschaft umgibt mich", schrieb Schiller hocherfreut über die neue Wohnung, „die Sonne geht

freundlich unter und die Nachtigallen ſchlagen. Alles um mich herum erheitert mich und der erſte Abend auf eigenem Grund und Boden iſt von der fröhlichſten Vorbedeutung."

Jawol war dieſer erſte ſchöne Abend von herrlicher Vorbedeutung, wenn auch nicht ſo ganz für Schiller's perſönliches Wohl, ſo doch für die geiſtige Bereicherung der Mit- und Nachwelt, die von dieſer geweihten Stelle aus einige der unvergänglichſten Werke des großen Meiſters erhielt.

Schiller's Gartenhaus liegt an der ſüdweſtlichen Seite von Jena. Man erreicht es durch das ſogenannte Mönchsgäßchen, einen ſchmalen Fußpfad, der zwiſchen Gartenzäunen und baufälligen Gebäuden eine lange Strecke dahinführt; Gras und Hecken wuchern ungehindert rechts und links an dieſem Wege.

Endlich ſteht man vor dem Hauſe. Es hat nur eine ſchmale Grundlage und erhebt ſich zwei Stockwerke hoch in ziemlich unſymmetriſchen Verhältniſſen.

Keine Inſchrift deutet an, daß in dieſem Hauſe Schiller einſt gelebt und gewirkt hat; auch die gegenwärtige Beſtimmung des Hauſes (es wird zur Sternwarte benutzt) iſt nirgends angedeutet.

Doch iſt die Thür des Hauſes gaſtlich offen; man tritt ein und erhält auf etwaige Fragen freundliche Antwort.

Da im Hauſe ſelbſt keine Reliquien aus Schiller's Zeiten mehr vorhanden ſind, ſo führt den Fremden ſein nächſtes Ziel nach dem Garten. Dahin gelangt man aus der Vorhalle des Hauſes links durch einen winzigen Hofraum. Die Anlagen des Gartens ſind, wie ich hörte, noch ziemlich ſo erhalten, wie ſie zu Schiller's Zeiten gepflegt wurden, und zeigen im Ganzen einen recht beſcheiden bürgerlichen Charakter. Gleich beim Eintritt in den Garten fällt Einem der neue ſchmale Anbau auf, der mit der einen Seite an das alte Wohnhaus ſtößt und mit der andern in den Gartenraum vortritt. Der

Anbau iſt von geringer Höhe und auf der Mitte ſeines Daches ſitzt ein thurmkuppelartiger Aufſatz. Hier befindet ſich die ſieben Jahre nach Schiller's Tode von Karl Auguſt gegründete Sternwarte. Treffend bemerkt hierüber Adolf Stahr in ſeinem Werke „Weimar und Jena“:

„An derſelben Stätte, wo Schiller über den aberwitzigen Träumereien der Aſtrologen brütete, mit denen er ſeinen Wallenſtein und Seni auszuſtatten hatte, beobachtet und berechnet jetzt die erhabenſte Wiſſenſchaft der modernen Bildung den Lauf und Wandel der Geſtirne und ihre ewigen Geſetze.“

Der Garten des Schillerhauſes iſt ein regelmäßiges und für den Zweck einer angenehmen Bewegung im Freien recht geräumiges Viereck. Er iſt von ſchmalen Sandwegen durchſchnitten und außer einigen jungen Bäumen nur mit Blumen und Gemüſe bepflanzt. An den beiden Grenzzäunen rechts und links iſt das Gebüſch leider ſo hoch gewachſen, daß die ſchöne Ausſicht auf Jena und Umgegend verloren geht; noch weniger Fernſicht gewährt die dem Hauſe gegenüberliegende Rückſeite des Gartens, wo ſtarke ältere Bäume ihre üppigen Wipfel und Aeſte in den Lüften wiegen. Dieſe letztere Seite des Gartens iſt indeſſen die hiſtoriſch wichtigſte. Denn in den beiden Ecken dieſer Seite erhoben ſich einſt jene Gartenbauten, von denen Schiller mit Behagen meldet:

„Es beſchäftigt mich jetzt zuweilen auf eine angenehme Weiſe, in meinem Gartenhauſe und Garten Anſtalten zur Verbeſſerung meines dortigen Aufenthalts zu treffen. Eine von dieſen iſt beſonders wohlthätig, ein Bad nämlich, das ich reinlich und niedlich in einer der Gartenhütten mauern laſſe. Auf der andern Seite iſt ſchon im vergangenen Jahre an die Stelle der Hütte eine ganz maſſiv gebaute Küche getreten.“

Jene Hütte, in welcher Schiller während des Sommers

gewöhnlich zu weilen und zu arbeiten pflegte und welche ihm den Genuß einer angenehmen Aussicht auf Stadt und Umgegend verschaffte, stand einst in der südwestlichen Ecke des Gartens. Dieselbe ist jetzt abgetragen und ein großer Stein bezeichnet die Stelle, wo sie gestanden hatte; der Stein enthält folgende Inschrift:

Hier
schrieb
Schiller
den
Wallenstein.

Mehre Bäume, darunter eine Tanne, eine Linde und eine Akazie, überschatten die ehrwürdige Stelle. Knapp hinter derselben fällt der Erdboden schroff und tief in das Bett des Leutrabaches ab, der gewöhnlich nur geringe, aber zeitweise auch sehr hochgehende und stürmische Wogen vorüberführt.

Als eine interessante Reliquie aus Schiller's Tagen muß noch der verwitterte Steintisch einer Laube erwähnt werden, an welchem Goethe und sein erhabener Dichterfreund häufig zu sitzen und „manches große und gute Wort" miteinander zu reden pflegten.

In Bezug auf den persönlichen Verkehr dieser Beiden ist überhaupt Schiller's Gartenhaus sehr denkwürdig. „Goethe ist in Jena. Wir sitzen von Abends 5 Uhr bis Nachts 12 auch 1 Uhr und schwatzen."

Diese Worte aus einem Briefe Schiller's sind gerade auf das freundliche Leben im Gartenhause häufig anzuwenden.

Einige hübsche Worte hat auch Schiller's vortreffliche Schwägerin, Karoline von Wolzogen, diesem ländlichen Aufenthalte gewidmet; wir lassen sie hier folgen.

„Im Frühling 1797", schreibt sie, „zog Schiller in seinen vor den Thoren Jenas, in der anmuthigsten Gegend ge-

legenen Garten. Ein Eigenthum zu beſitzen, erfreute ihn ſehr; denn Landbeſitz dünkte ihm von jeher dem Leben eine Feſtigkeit und Sicherheit zu geben. Felder, die bis an die äußerſte Spitze des nahen Berges ſich hinzogen, noch zu gewinnen, war eine Lieblingsidee. Das Haus hatte im obern Stock eine weite herrliche Ausſicht; dort las er mir zuerſt den «Wallenſtein» vor. Am Ende des Gartens baute er ſich ein kleines Haus, wo er ganz ungeſtört arbeiten wollte. «Ich liebe ſehr», ſagte er, «daß die Hauswirthſchaft ordentlich geht; aber ich mag das Knarren der Räder nicht hören.» In dem kleinen Hauſe arbeitete er während der Sommermonate oft bis tief in die Nacht hinein. In dieſem Garten empfing er den Beſuch des Kronprinzen von Baiern (ſpätern König Ludwig). Der hohe edle Geiſt des königlichen Jünglings erfreute ihn innig; er ahnte, was er für Wiſſenſchaft und Kunſt werden würde, und ein Band des Antheils und der Liebe knüpfte den Fürſten an den Dichter, das, über dem Grabe des Letztern, der Harfe des jetzigen Königs rührende Töne eines geiſtigen treuen Andenkens entlockte....“

Schiller's Aufenthalt in Jena iſt von langer Dauer geweſen. Von ſeiner Ankunft als Profeſſor daſelbſt (11. Mai 1789) bis zu ſeiner Ueberſiedelung nach Weimar (3. Dec. 1799) ſind mehr als zehn volle Jahre vergangen. Dieſe Periode in Schiller's Leben iſt in Bezug auf ſeine Entwickelung jedenfalls die bedeutſamſte; denn was in Weimar ſpäter Unvergängliches geſchaffen wurde, das verdankt ſeine claſſiſche Vollendung vielfach dem unmittelbar vorhergegangenen großen Abklärungsproceſſe in Jena. Es hieße daher jene denkwürdige Periode nicht in ihrem wahren Werthe erkennen oder ſchätzen, wenn wir uns hier begnügen wollten, blos Das in Kürze zu er-

wähnen, was uns in Bezug auf Schiller's Gartenhaus und die Zeit ſeines Aufenthalts daſelbſt intereſſirte; wir müſſen nothwendig in einem kurzen Umriſſe das Geſammtbild des Schiller'ſchen Lebens und Strebens in Jena aufſtellen und denken manchem Leſer, der vielleicht an Ort und Stelle dieſe Zeilen zu leſen Gelegenheit hat, einen angenehmen Dienſt zu erweiſen.

Am 11. Mai 1789 hielt Schiller ſeinen Umzug von Weimar nach Jena, um als Profeſſor der Geſchichte ſeine Wirkſamkeit auf dem Katheder zu beginnen. Es iſt bezeichnend für die mancherlei Entbehrungen ſeines frühern Lebens, daß er ſeiner beſcheidenen Wohnung in einem Briefe ſofort eine lange Lobrede hält.

„Vorgeſtern, als den Montag", ſchreibt er, „bin ich in Jena eingezogen. Mein Logis habe ich über Erwartung gut gefunden. Es ſind drei Piècen, die ineinanderlaufen, ziemlich hoch, mit hellen Tapeten, vielen Fenſtern. Möbel habe ich reichlich und ſchön: zwei Sophas, Spiegel, drei Commoden und $1^1/_2$ Dutzend Seſſel mit rothem Plüſch. Eine Schreibcommode habe ich mir ſelbſt machen laſſen, die mir zwei Karolin koſtet; dies iſt, wonach ich lange getrachtet habe weil ein Schreibtiſch doch mein wichtigſtes Möbel iſt. Zwei alte Jungfern haben mir das Logis vermiethet, die ſehr dienſtfertig, aber auch ſehr redſelig ſind. Die Koſt habe ich auch bei ihnen auf meinem Zimmer, zwei Groſchen das Mittageſſen. Ueber 450 Thaler werde ich ſchwerlich brauchen."

Erwähnenswerth iſt, daß es bisjetzt noch nicht gelingen wollte, das Haus, wo ſich dieſe Wohnung fand, zu ermitteln.

Gleich nach dieſer frohen Mittheilung über die Wohnung kommen die leiſe aufſteigenden Bedenken über ſeine bevorſtehende Aufgabe: zum erſten male öffentlich zu ſprechen.

„Ich bin nicht ohne Verlegenheit öffentlich zu reden", ſagt er. „Wenn übrigens meine erſte Vorleſung zweckmäßig,

gut und interessant geräth, so gibt mir dies allein einen gewissen Muth, sie desto unerschrockener abzulegen."

Am 26. Mai, nach den nöthigen Besuchen und Einrichtungen, wurde denn wirklich die erste Vorlesung gehalten und Schiller's eigener Bericht hierüber ist zu prächtig, als daß er nicht eine Stelle finden sollte.

„Vorgestern", schreibt er an Körner, „als den 26., habe ich endlich das Abenteuer auf dem Katheder rühmlich und tapfer bestanden und gleich gestern wiederholt. Meine Stunden sind von Abends 6—7. Halb sechs Uhr war das Auditorium voll, das vielleicht hundert Personen fassen kann. Ich sah Trupp über Trupp herankommen. Ob ich gleich nicht ganz frei von Furcht war, hatte ich doch an der wachsenden Zahl Vergnügen und mein Muth nahm eher zu. Aber die Menge wuchs allmälig so, daß Vorsaal, Flur und Treppe vollgedrängt waren und ganze Haufen wieder gingen. Ich ließ vorschlagen, ein größeres Auditorium zu nehmen. Alles stürzte hinaus und in hellem Zuge die Straße hinunter, die ganz von Studenten besäet war. Weil sie liefen, was sie konnten, um einen guten Platz zu bekommen, kam die Straße in Alarm und Alles an den Fenstern in Bewegung. Man glaubte es sei Feuerlärm, und am Schlosse kam die Wache in Bewegung. Ich folgte in einer kleinen Weile nach und es war mir, als wenn ich in der Stadt Spießruthen liefe. Das Auditorium kann 3—400 Menschen fassen. Voll war es so sehr, daß ein Vorsaal und die Flur bis an die Hausthür besetzt war. Ich zog also durch eine Allee von Zuschauern und Zuhörern und konnte den Katheder kaum finden; unter lautem Pochen, das hier für Beifall gilt, bestieg ich ihn. Mit den zehn ersten Worten war ich im ganzen Besitz meiner Contenance und ich las mit einer Stärke und Sicherheit der Stimme, die mich selbst überraschte. Meine Vorlesung machte Eindruck; den

ganzen Abend hörte man in der Stadt davon reden; ich bekam eine Nachtmuſik. Den andern Tag war das Auditorium ebenſo beſetzt und ich hatte mich ſchon ſo gut in mein neues Fach gefunden, daß ich mich ſetzte. Doch hatte ich beide male meine Vorleſung abgeleſen und nur wenig bei der zweiten extemporirt. Indeß kann ich dem Vorleſunghalten noch keinen rechten Geſchmack abgewinnen. Bei der zweiten waren 480 Zuhörer und gegen 50 hatten keinen Platz gefunden."

Wir laſſen hier aus Schiller's Briefen noch einige Auszüge folgen, welche ebenſo für die akademiſche Laufbahn und die Lebensverhältniſſe wie für den Wechſel in den Stimmungen des Dichters bezeichnend ſind:

„Geſtern habe ich die dritte Vorleſung vor faſt 500 Zuhörern gehalten. Bisjetzt hat mein Vortrag durch ſeinen Glanz und ſeine Neuheit geblendet. Meine Vorleſungen koſten mich noch erſtaunlich viel Zeit und Mühe, ſowol weil ich ſelbſt erſt lernen muß, als auch weil mir die Sache unter der Hand wichtiger wird, als ich ſie für den Augenblick brauche und ich die Gedanken doch nicht fahren laſſen mag." (11. Juni 1789.)

„Der Anfang der Vorleſungen überraſchte mich deshalb faſt unvorbereitet, weil ich in den erſten Wochen meines Hierſeins die Zeit ſtündlich verſchwenden mußte. Einige unter den Profeſſoren intereſſiren mich. Unſer hieſiges Frauenzimmer taugt wenig. Uebrigens führe ich ein behaglicheres Leben als ſonſt irgendwo, wo ich mich häuslich niederließ. Ich ſchöpfe Vergnügen aus dem Gedanken, daß ich hier zu Hauſe bin, und hänge auch mehr mit der Welt zuſammen, die mich umgibt, weil ich hier zu einem Ganzen gehöre. In meine Lage weiß ich mich ziemlich gut zu finden und meine Contenance hat mich keinen Augenblick verlaſſen. Auch meine Stimme hat ſich gut gehalten und den ganzen Hörſaal ausgefüllt, ohne mich zu ſehr anzuſtrengen. Ich leſe zwei Tage hintereinander und dann

die Woche nicht mehr, wodurch ich fünf freie Tage gewinne." (30. Mai 1789.)

„Ich mache doch täglich eine traurige Entdeckung nach der andern, daß ich Mühe haben werde, mit diesem Volk hier zu leben. Alles ist so alltägliche Waare und die Frauen besonders sind ein trauriges Geschlecht. Hier haben uns Götter und Göttinnen der Schönheit verlassen, denn die grimmigen Gesichter der Gelehrten verscheuchen Alles was Freiheit und Freude athmet." (24. Juni 1789.)

„Ich muß alle Tage eine ganze Vorlesung machen und wörtlich niederschreiben, also jeden Tag fast zwei gedruckte Bogen, ohne die Zeit, die auf Lesen und Excerpiren hingeht. Mein äußerst schwaches Gedächtniß nöthigt mich dazu. — Mein Privatum ist äußerst miserabel ausgefallen, woran ich zum Theil selbst schuld bin. Es wurde zu spät angeschlagen." (10. Nov. 1789.)

„Welcher böse Genius gab mir ein, hier in Jena mich zu binden! Ich habe nichts, gar nichts dadurch gewonnen, aber unendlich viel verloren. Wäre ich nicht hier, so könnte ich leben wo ich wollte, könnte noch weit besser als jetzt meinen Plan zu einem Etablissement verfolgen, wenn meine ganze Zeit mein wäre. Im Aeußern habe ich mich ganz und gar nicht verbessert, im Gegentheil, ich habe Verlust erlitten und mir heillose Bekanntschaften aufgebürdet, Verhältnisse, die mir zuwider sind. Wenn der Coadjutor*) für mich handeln will, lege ich bei dem nächsten Anlaß meine jenaische Professur nieder. Auch im Preußischen will ich etwas anknüpfen und nicht leid wäre mir's, in einem halben Jahre es durchzusetzen, daß ich in Wien wäre. Auch Manheim wäre mir lieb, ein lieb-

*) Freiherr von Dalberg, Fürst-Primas des Rheinbundes, souveräner Fürst von Regensburg, Frankfurt a. M. und Wetzlar.

licher Himmel und eine freundliche Erde; freilich beging ich da manche Thorheiten, und mit Beſchämung würde ich meine Liebe da herumwandeln ſehen, wo ich, ein armer Thor, mit einer miſerabeln Leidenſchaft im Buſen herumgewandelt bin. Heute, an meinem Geburtstage, habe ich mein erſtes Collegiengeld eingenommen, von einem bernburger Studenten, was mir natürlich lächerlich vorkam. Zum Glück war der Menſch noch neu und noch verlegener als ich. Er retirirte ſich gleich wieder." (10. Nov. 1789.)

„Mit dem akademiſchen Senat kann ich Händel bekommen und werde ſie nicht vermeiden. Was für Erbärmlichkeiten! Weil ich auf dem Titel meiner gedruckten Vorleſung mich einen Profeſſor der Geſchichte nannte, ſo hat ſich der Profeſſor Heinrich beklagt, daß ich ihm zunahe getreten ſei, weil ihm die Profeſſur der Geſchichte namentlich übertragen ſei. Ich bin (das iſt wahr, aber ich hab' es erſt jetzt erfahren) nicht als Profeſſor der Geſchichte, ſondern der Philoſophie berufen, aber das Lächerliche iſt, daß die Geſchichte nur ein Theil der Philoſophie iſt und daß ich alſo, wenn ich das Eine bin, das Andere nothwendig ſein muß. Es iſt ſo weit gegangen, daß ſich der Akademiediener erlaubt hat, den Titel meiner Rede von dem Buchladen, wo er angeſchlagen war, wegzureißen. Ich laſſe es jetzt unterſuchen, ob er's für ſich und auf ſeine Gefahr gethan hat, und je nachdem das ausfällt, werde ich meine Maßregeln nehmen; denn ſo lächerlich mir dieſes Verhältniß iſt, ſo wenig laſſe ich mir etwas zu viel geſchehen." (10. Nov. 1789.)

„Aller Eifer hat mich verlaſſen und es reut mich, ſoviel Haare ich auf dem Kopfe habe, nicht dieſes und das folgende Jahr meine Unabhängigkeit behalten zu haben." (23. Nov. 1789.)

„Das Ausarbeiten der Vorlesungen habe ich aufgegeben und spreche jetzt frei und aus dem Stegreife. Dadurch werden täglich einige Stunden gewonnen und die Facta prägen sich meinem Gedächtniß besser ein, wenn ich mich auf dasselbe mehr verlassen muß. Sechzig Thaler habe ich doch jetzt für das Collegium eingenommen." (1. Febr. 1790.)

Doch wir sind mit diesen Nachrichten aus Schiller's Briefen vielen andern und bedeutsamen Erlebnissen des Dichters vorausgeeilt und wollen sie in Kürze hier nachholen.

Bei der allgemein lautenden Klage Schiller's über die geselligen Verhältnisse in Jena müssen wir bemerken, daß es doch mindestens drei Häuser gab, welche ihm viele Annehmlichkeiten boten: das Haus von Griesbach (wo er auch längere Zeit wohnte), Schütz und Reinhold. Die Klagen über gesellige Verhältnisse in Jena betont übrigens Schiller nicht immer so heftig, sie weichen später auch manchmal einer großen Zufriedenheit mit den Dingen, wie sie eben waren.

Schiller las anfangs über alte Geschichte bis zu Alexander dem Großen; die freie Zeit widmete er dem Studium historischer und philosophischer Schriften. In dieser Zeit entstanden die folgenden historischen Aufsätze: „Etwas über die erste Menschengesellschaft, nach dem Leitfaden der mosaischen Urkunde"; „Die Sendung Moses'"; „Die Gesetzgebung des Lykurgus und Solon".

Von auswärtigen Verbindungen unterhielt der Dichter außer jener mit dem Freunde Körner noch jene mit den „rudolstädter Freundinnen"; mit diesen führte er einen lebhaften Briefwechsel.*) Da sie im Juli mit ihrer Freundin Karoline von Dacheröden (nachmaligen Gattin W. von Humboldt's)

*) Ein Theil der oben im Auszug mitgetheilten Briefe ist an sie gerichtet.

ins Bad Lauchſtädt reiſten, ſo kam auch Schiller Ende Juli dahin. Hier war es, wo er ſich gegen Charlotte von Lengefeld erklärte und von ihr, obwol das Verhältniß vor der Mutter noch geheimgehalten werden ſollte, die Zuſage ihrer Hand erhielt. Sie verlebten glückliche Tage in Lauchſtädt. Von hier aus machten ſie auch einen Ausflug nach Leipzig, wo ſie mit Körner zuſammentrafen.

In Leipzig hörte Schiller die erſte Kunde vom Ausbruch der Franzöſiſchen Revolution und nahm ſie ahnungsvoll auf. Körner begleitete ſeinen Freund nach Jena und kehrte dann über Weimar nach Dresden zurück.

Von nun an ſchwebt Charlottens Liebe „wie eine Glorie" um des Dichters Haupt und drängt ihn „Alles zu vollenden, was noch nicht vollendet iſt".

Während der Herbſtferien, im September und October, hielt ſich der Dichter in Volkſtädt auf, wo er mit Arbeiten für ſeine Memoiren und ſeine Wintervorleſungen beſchäftigt war. Sie ſind in Schiller's Schriften unter dem Titel: „Ueber Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter" und „Ueberſicht des Zuſtandes von Europa zur Zeit des erſten Kreuzzugs" enthalten. Auch poetiſche Entwürfe, welche ſeit langer Zeit hatten ruhen müſſen, regten ſich wieder bei der Ausſicht auf ein glückliches häusliches Leben.

Nach ſeiner Rückkehr nach Jena, Ende October, lieſt er wöchentlich fünf Stunden privatim Univerſalgeſchichte von der fränkiſchen Monarchie an bis auf Friedrich II.; öffentlich aber lieſt er nur Eine Stunde die Woche und zwar Geſchichte der Römer; Livius iſt ſein beſonderes Studium und literariſch beſchäftigen ihn die Memoiren.

Im December nahm Schiller öfter Anlaß, nach Weimar zu kommen, wo ſich Charlotte von Lengefeld bei der Frau

von Stein aufhielt; bei dieſer Gelegenheit lernte er Wilhelm von Humboldt und Salis perſönlich kennen.

In dieſen Monat fällt endlich auch Schiller's förmliche Bewerbung um Charlottens Hand bei der Mutter, die auf die Fürſprache der Frau von Stein zuſagt. Schiller hatte den Muth zu dieſer Bewerbung aus der mündlichen Zuſage des Herzogs erhalten, daß er ihm einen feſten Jahrgehalt von 200 Thalern geben wolle. Von poetiſchen Arbeiten ſind hier nur die „Scenen aus den «Phönizierinnen» des Euripides" zu erwähnen, welche Schiller für die „Thalia" bearbeitete.

Das Jahr 1789 war unter ſo mannichfaltigen Vorfällen und Arbeiten zu Ende; — Goethe hielt ſich bisjetzt noch immer in abgemeſſener Ferne.

Das neue Jahr 1790 überraſchte den Dichter mit einem Titel. Er erhielt von dem meininger Hofe das Diplom eines Hofraths.

Schon am 17. Febr. dieſes Jahres reiſte Schiller nach Erfurt, um ſeine Braut und Schwägerin abzuholen. Er traf dort mit Dalberg wieder zuſammen, der einen innigen Antheil an der Heirath des Dichters zeigte und ſeine Verheißung erneuerte, ihm künftig „eine Exiſtenz zu verſchaffen, wie ſie für ihn gehöre". Am 21. Febr. geſchah die Rückkehr nach Jena und am 22. darauf wurde die Trauung in Wenigenjena vollzogen. Doch wir wollen Schiller's eigene Bekenntniſſe über jene glücklichen Tage ſeiner Liebe und endlichen Verheirathung hören; ſie gehören zu den rührendſten Beweiſen ſeines ſchönen warmen Herzens.*)

---

*) Da es ſich hier nur um kurze und bezeichnende Stellen handeln kann, ſo genüge die Bemerkung, daß die meiſten aus Schiller's Briefen an Charlotte von Lengefeld und ihre Schweſter, einige aus den Briefen an Körner genommen ſind.

„In Gedanken uns nahe ſein zu dürfen, iſt ja beinahe Alles, was das Schickſal uns zu gönnen ſcheint. Ihr letzter Aufenthalt in Jena war für mich nur ein Traum und kein ganz fröhlicher Traum, denn nie hatte ich ſo viel ſagen wollen als damals und nie habe ich weniger geſagt. Was ich bei mir behalten mußte, drückte mich nieder. So oft iſt mir dieſes ſchon begegnet und nicht immer konnte ich äußerliche Hinderungen anklagen. Kaum ſollte man es denken, daß oft auch die übereinſtimmendſten Menſchen — die einander ſo ſchnell und leicht auffaſſen und ſo lebendig ineinanderleben — wieder einen ſo weiten Weg zueinander haben. So nah und doch ſo fern! — Wie viel Muth brauch' ich, um dieſes freudenloſe Daſein hier fortzuſetzen — und allein von den Gütern der Phantaſie zu leben. Hier iſt auch gar kein Menſch, an den ich mich als Freund anſchließen könnte. Ich bin wie Einer, der an eine fremde Küſte verſchlagen worden und die Sprache des Landes nicht verſteht. Meinem Herzen fehlt es ganz und gar an Nahrung, an einer beſeelenden Berührung und, durch keinen Gegenſtand um mich her geübt, der mir theuer wäre, verzehrt ſich mein Gefühl an weſenloſen Idealen." (24. Juli 1789.)

„Ich weiß nicht, wie mir iſt. Mein Blut iſt in Bewegung. Es iſt das erſte mal, daß ich ſo lang zurückgehaltene Empfindungen ausgießen konnte. Ich fühle in dieſem Augenblicke, daß ich keines der Gefühle verloren habe, die ich dunkel in mir ahnte. Ich fühle, daß eine Seele in mir lebt, fähig für Alles, was ſchön und gut iſt. Ich habe mich ſelbſt wiedergefunden und lege Werth auf mein Weſen, weil ich es der Geliebten widmen will. Ihr ſollen alle meine Empfindungen gehören, alle Kräfte meines Weſens ihr blühen. In ihr will ich leben und meines Daſeins mich freuen. Ihre Seele iſt mein und die meinige ihr. Noch freilich mistraue

ich einer Hoffnung, einer Freude, von der ich noch gar keine Erfahrung habe; möge meine Freude auch bald von dieser Furcht ganz rein sein." (3. Aug. 1789.)

„Wie ungenügsam sind doch unsere Wünsche! Wie viel hätte ich vor einem Monate um die bloße Hoffnung Dessen gegeben, was jetzt schon in Erfüllung gegangen ist, um einen Blick in ihre Seele! Und jetzt, da ich Alles darinnen lese, was mein Herz lange wünschte, eilt mein Verlangen der Zukunft vor und ich erschrecke über den langen Zeitraum, der uns noch trennen soll. Wie kurz ist der Frühling des Lebens, die Blütezeit des Geistes, und von diesem kurzen Frühlinge soll ich — Jahre vielleicht noch verlieren, ehe ich Das besitze, was mein ist. Unerschöpflich ist die Liebe — und wenig sind der Tage des Lenzes. Was wir einander nie gestanden, waren wir längst einander, aber jetzt erst genieße ich alle unsere vergangenen Stunden. Ich durchlebe sie noch einmal und Alles zeigt sich mir jetzt in einem schönern Lichte. Wie gut kommt mir der glückliche Wahnsinn zustatten, der mich so oft aus der Gegenwart entrückte. Die Gegenwart ist leer und traurig um mich herum und in ungeborenen Fernen blühen meine Freuden. Die Resignation, die Genügsamkeit, die eine Stärke weiblicher Seelen ist, kann ich mir nicht geben. Ungeduldig strebt die meinige Alles zu vollenden, was noch nicht vollendet ist." (25. Aug. 1789.)

„O was für himmlisch schöne Tage öffnen sich für uns! In ihrer ganzen Fülle darf ich sie mir jetzt kaum denken, wenn mein Wesen nicht für die Wirklichkeit ganz unbrauchbar werden soll. Ich fühle, daß in manchen Stunden nichts in mir geblieben ist als die Kraft zu etwas Besserm. Behalte die Geliebte dieses Vertrauen zu meinem Wesen, wenn auch Wolken über meine Seele gehen und Alles verhüllen. Ich kann nicht leicht und frei vor ihr existiren, wenn die Sorge

nicht ganz aus mir gebannt iſt, verkannt oder misverſtanden zu werden. An meinem Weſen haben Schickſale ſehr gewaltſam gezerrt. Durch eine traurige düſtere Jugend ſchritt ich ins Leben hinein und meine herz- und geiſtloſe Erziehung hemmte bei mir die leichte ſchöne Bewegung der erſten werdenden Gefühle. Den Schaden, den dieſer unſelige Anfang des Lebens in mir angerichtet hat, fühle ich noch heute, ich fühle ihn in dieſem Augenblicke, denn ohne ihn würde ſelbſt dieſes Mistrauen mich nicht martern... In mir iſt nichts zu finden als die Kraft zum Vortrefflichen und ein begeiſterter Wille, es zu üben... Die ſchöne Seele der Geliebten will ich auffaſſen, ihre ſchönen Empfindungen verſtehen und erwidern, aber ein Miston in der meinigen darf ſie weder betrüben noch befremden. Dieſe fremden Geſtalten meines Gemüthes ſind dann von außen hereingekommen; die Spuren der Geſtalten, die von frühen Jahren an bisjetzt mich umgaben, konnte mein beſſeres Weſen nicht ganz von ſich ſcheiden. Bei allen meinen Mängeln wird die Geliebte immer finden, was ſie einmal in mir liebte. Meine Liebe wird ſie in mir lieben." (25. Aug. 1789.)

„Ich dachte mir eben, wie ſchön es wäre, wenn ich nur von einem Zimmer in das andere zu gehen brauche, um bei ihr zu ſein. Ach, wenn jedes aufglimmende Gefühl meiner Seele ſogleich in ihr Herz überſtrömen kann!" (29. Aug. 1789.)

„Schon der Gedanke, daß wir uns einmal weniger waren, ſchlägt mich nieder. Meine Liebe muß hinter ſich wie vor ſich Ewigkeit ſehen. Jetzt ſehe und kenne ich keine andere Trennung mehr als diejenige, die uns von Allem, alſo auch von jeder Erinnerung ſcheidet. Mein ganzes zeitliches und ewiges Leben iſt an dieſem einzigen Haar befeſtigt und reißt dieſes, ſo habe ich auch nichts mehr zu verlieren. Die Mo-

hammedaner kehren, wenn ſie beten, ihr Geſicht nach Mekka; ich werde mir einen Katheder verſchaffen, wo ich das meinige gegen Rudolſtadt wenden kann; denn dort iſt meine Religion und mein Prophet." (1. Sept. 1789.)

„Wie eine Glorie ſchwebt die Liebe um mich, wie ein ſchöner Duft hat ſie mir die ganze Natur überkleidet. In dem großen freien Raume der Natur, wie in meinem einſamen Zimmer — es iſt immer derſelbe Aether, in dem ich mich bewege, und die ſchönſte Landſchaft iſt ein ſchönerer Spiegel der immer bleibenden Geſtalt. Nie hab' ich es noch ſo ſehr empfunden, wie frei unſere Seele mit der ganzen Schöpfung ſchaltet. Nur durch Das, was wir ihr leihen, reizt und entzückt uns die Natur. Die Anmuth, in die ſie ſich kleidet, iſt nur der Widerſchein der innern Anmuth in der Seele ihres Beſchauers und großmüthig küſſen wir den Spiegel, der uns mit unſerm eigenen Bilde überraſcht. Wie oft ging mir die Sonne unter und wie oft hat meine Phantaſie ihr Phantaſie und Seele geliehen; aber nie, nie als jetzt habe ich meine Liebe in ihr geleſen. Auch habe ich nie ſo frei und kühn die Gedankenwelt durchſchwärmen können als jetzt, da meine Seele ein Eigenthum hat und nicht mehr Gefahr laufen kann, ſich aus ſich ſelbſt zu verlieren. Ich weiß, wo ich mich immer wiederfinde. Meine Seele iſt gar oft mit Scenen der Zukunft beſchäftigt: unſer Leben hat angefangen, der Genuß wird nur durch die Hoffnung unterbrochen und ſüße Hoffnung durch die Erfüllung, und getragen durch dieſes himmliſche Paar, verfliegt unſer goldenes Leben." (12. Sept. 1789.)

„Es iſt mir eigentlich ſo wohl, daß ich mich mit keinem hieſigen Menſchen vermiſche. Der Gedanke an ſie iſt meine Geſellſchaft, immer gleich neu und immer gleich wohlthätig für mich. An dieſem kurzen Bande geht mein Leben und ich kann ihm nicht weit entfliehen, ſo zieht es mich an den ein-

zigen ſchönen Punkt meines Lebens, ach meines ganzen Daſeins, zurück.“ (26. Oct. 1789.)

„Heute mein Geburtstag. — Der Tag in Lauchſtädt, jener Morgen, wo ein ſo langes ſchmerzhaftes Stillſchweigen endlich brach, wo das entſcheidende Wort geſprochen wurde, das mein ganzes Weſen umkehrte, jener Morgen iſt mir ein weit lieberer, ſchönerer Tag als der 10. Nov. Was läge mir an meiner Geburt, wenn ich nicht zur Freude geboren wäre?“ (10. Nov. 1789.)

„Sehnſucht iſt kein Leben. Schatten der Einbildung ſind keine Genüſſe. Der Menſch beſitzt nicht, was er nur in ſeiner Seele empfindet. Er muß es herausſtellen in das lebendige Sein und außer ſich anſchauen. So geht es mir mit der Glückſeligkeit unſerer Liebe, die ſich ſo lieblich in meiner Seele malt. Unaufhörlich ringt dieſes Bild in mir nach Wirklichkeit und Leben, denn obgleich in mir, bleibt es doch noch immer weit von mir, ſolange ich es nicht in *ihren* Augen leſe, an *ihrem* Herzen empfinde. Für eine genügſame ſtille Seele iſt dieſes Verhältniß eine Quelle des Glücks, für ein Herz, das mit ſeinen Wünſchen nicht über die Gegenwart hinausſtrebt. Die ſüße Ueberzeugung, daß *ſie* mein iſt, ſollte mir das Leben erheitern. Aber es iſt nicht ſo. Ich kann eine Glückſeligkeit, die ich ſo lebendig wie dieſe erkenne, nicht mit leidender Seele erwarten. Unſere Einbildung zeitigt ihre Früchte ſo ſchnell und die Zeit bringt ſie langſam zur Reife.“ (14. Nov. 1789.)

„Ich hätte nicht geglaubt, daß das Glück, das die Liebe auch ſchon in fernen Ahnungen mir gewährt, in meiner Seele ſich erhöhen könnte; aber mit jedem Tage wird es reicher und unerſchöpflicher — ach die Liebe iſt das Einzige in der Natur, wo auch ſelbſt die Einbildungskraft keinen Grund findet und keine Grenzen ſieht.. Die Seele der Geliebten muß ſich

in meiner Liebe entfalten und mein Geschöpf muß sie sein; ihre Blüte muß in den Frühling meines Lebens fallen. Hätten wir uns später gefunden, so hätte sie mir die schöne Freude weggenommen, sie für mich aufblühen zu sehen... In Jena könnte ich es noch nicht möglich machen, mit Lottchen zu leben, denn ich weiß, was ich von dem Herzoge erhalte, wenn es äußerst glücklich geht, und dieses reicht nicht hin, denn es ist noch nicht Alles mein, was ich einnehme, leider!" (15. Nov. 1789.)

„Ich kann den Menschen und Dingen den tiefen Abstand nicht verzeihen, in welchem sie zu dem himmlischen Ideal meiner Liebe stehen. Und daß sie sich doch eindrängen in unsern Kreis und uns an einer Glückseligkeit hindern, die sie nicht fähig sind uns zu ersetzen, das macht mich heftig und oft bitter gegen Menschen und Schicksal." (15. Nov. 1789.)

„Es geht mir wie mit Haller's Ewigkeit — ich ziehe einen Tag, eine Woche nach der andern von der traurigen Zeitsumme ab und sie bleibt immer ganz vor mir liegen, aber diese Tage und Wochen gehen desto gewisser von dem Frühlinge unsers Lebens ab. Jeder Augenblick bricht, indem er flieht, einen grünenden Zweig von dem Baume, bis der entblätterte Stamm dahinstirbt. Nie legte ich soviel Gewicht auf mein Leben, als seitdem ich weiß, warum ich es habe und womit ich es ausfüllen soll... Ich bin jetzt entschlossen, noch einige Jahre in Jena auszuhalten, aber nur wenn Lotte mit mir lebt. Wenn ich die Klugheit fragen wollte, so sollte ich freilich abwarten, bis die Umstände sich zu meinem Vortheile verändert hätten, oder bis ich, wie man sagt, in Ordnung wäre. Aber über dieser Klugheit könnte ich zugrunde gehen. Mein Herz und mein Kopf halten einen so anhaltenden heftigen Zustand nicht aus und zu meiner Thätigkeit selbst ist es nöthig, daß ich mich von Anstrengungen des Kopfes in

Genüssen des Gemüths erhole. Meine Aussichten selbst, soweit ich sie befördern kann, werden durch die Unruhe meines Gemüths verzögert. — Auf Ostern verlange ich von dem Herzoge eine Erleichterung — Besoldung werde ich es wol nicht nennen können. Ich zweifle sehr, ob es nur 200 Thaler sein werden; 150 sind Alles, worauf ich rechne; ebenso viel kann ich für Vorlesungen im ersten Jahre rechnen, weil ich nur Ein Collegium lese. Dazu schlage ich für meine schriftstellerischen Arbeiten 400 Thaler, worauf ich nach dem geringsten Anschlage gewiß zählen kann. Dies wären 700 Thaler in Allem und damit können wir im ersten Jahre leidlich leben. Einrichten können wir uns darum nicht, weil ich positiv nicht in Jena bleibe. In zwei Jahren ist entweder in Mainz oder Berlin etwas für mich entschieden. Auf einen Platz bei der Akademie in Berlin rechne ich noch sehr, nur müssen erst einige zweckmäßige Schritte dazu geschehen. Aber Alles wird mir schwerer, solange das Leben nicht außer mir erheitert, solange sich meine Seele in unbefriedigter Sehnsucht verzehrt. Für meine theure Lotte ist es freilich ein heroischer Entschluß, hier allein mit mir zu leben. Ich weiß, daß wir uns zu unserer Glückseligkeit in allen äußern Lagen genug sein werden, aber so wenig ich ohne allen Umgang mit Männern, die nur einigermaßen zu mir stimmen, mir gefallen könnte, so fürchte ich auch, daß der weibliche Umgang hier eine traurige Leerheit bei ihr zurücklassen wird. Sie wird mit einem großen Opfer für mich anfangen müssen." (20. Nov. 1789.)

„Ach, daß das Schicksal der Menschen in den Händen eines Wesens wäre, das dem Menschen gleicht, vor dem ich mich niederwerfen könnte und sie von ihm erflehen! Wäre das jetzige Erwarten das Erwarten unserer ewigen Vereinigung! Meine Seele vergeht in diesem Traume. Schon in lebhaften Gedanken an die Geliebte fühle ich meine Seele tri-

cher, göttlicher und reiner; ich fühle wie alles Streitende immer in einer ſüßen Harmonie ſich verſöhnt und alle Gefühle meiner Seele in einem ſchönern, höhern Wohlklang dahinfließen. Was wird es ſein, wenn ich erſt Leben und Liebe von ihren Lippen athmen kann!" (30. Nov. 1789.) — „Ihre Liebe iſt das Licht meines Lebens. Noch nie fand ſich in meiner Seele ſoviel Freude und Leiden beiſammen. Die Liebe und Hoffnung geben mir ein erhöhteres, ſchöneres Daſein, aber die Gegenwart umringt mich mit traurigen Bildern; die Furcht zeigt mir Hinderniſſe; Unruhe und Zweifel zerreißen mein Herz. Mit ſchnellem Wechſel ſtürze ich von einem Zuſtande in den andern hinüber — wann werde ich endlich in ganz ungemiſchten Zügen das Glück unſerer Liebe in mich trinken?" (15. Dec. 1789.) — „Ich werde ſie nie erſchöpfen; wie in einem himmliſchen Aether wird mein ganzes Weſen ſich in ihr verjüngen. Der wichtige Wurf iſt alſo geworfen und die chère mère weiß nun Alles." (17. Dec. 1789.)

„Jetzt warte ich blos darauf, daß wir mit der Mutter auf einem gewiſſen Punkte angelangt ſind, wo ich die Sache dem Herzoge als etwas, das zwiſchen mir und der Mutter ausgemacht iſt, vorbringen kann; dann verliere ich keinen Tag, um auch die meinige mit ihm abzumachen. Der Herzog iſt billig, er wird einſehen, daß mir bei meiner Verbindung mit Lottchen durch den Hofrathscharakter eine Gefälligkeit geſchieht und daß es eigentlich nöthig iſt. Lottchen und mir zugleich ein Vergnügen zu machen, thut er ſchon etwas Uebriges." (20. Dec. 1789.)

„Von Jena weg zieht mich mein Heirathsplan. Ich mag und will die Lengefeld nicht in die fatalen jenaiſchen Verhältniſſe bringen, welche für ſie noch fataler werden, da man hier ihren Adel nicht vergeſſen kann. Die Mutter wird ſich ungern von ihr trennen, weil ſie darauf rechnen konnte, ſie

in Rudolstadt zu verheirathen. Dazu kommt, daß die Entfernung der einen Tochter die der andern zur Folge haben würde, denn die Beulwitz stimmt sehr übel mit ihrem Manne und nur die Gesellschaft ihrer Schwester macht ihr das Verhältniß bisjetzt leidlich. Allein lebt sie nicht mit ihm. Der Mutter haben wir die Sache noch nicht vorgelegt, weil es erst geschehen soll, wenn sie von allen Seiten durchdacht und fertig ist. Einen Charakter muß ich mir geben lassen, sei es von welchem Hofe es wolle. Vielleicht ziehe ich einige Jahre nach Rudolstadt." (12. Dec. 1789.)

„Vorgestern erhielt ich die Einwilligung der Mutter und Hofrath bin ich geworden; wegen meiner Gelehrsamkeit und schriftstellerischen Ruhmes beehrt mich der meininger Hof mit dem Diplom, sodaß ich meiner Frau doch wenigstens einen anständigen Rang anzubieten habe und Das, was sie verliert, weniger fühlbar wird. Dies konnte mir nicht ganz gleichgültig sein, wenn auch meine Frau und ihre Verwandten sich nicht darum bekümmern." (27. Dec. 1789.) — „Ich weiß wohl, daß unter Zehn, die heirathen, vielleicht Neun sind, die ihre Frauen um Anderer willen nehmen; ich wählte die meinige für mich." (15. Jan. 1790.)

„Ich habe mich bei dem Superintendenten wegen Aufgebots und Trauung erkundigt. Ich muß Dispensation haben, um in den Fasten getraut zu werden; geben wird es wol; allein je länger in die Fasten, desto mehr Geld soll es kosten, um Dispensation zu erhalten." (5. Febr. 1790.)

„Auf die neuen cher-père- und chers-frères-Gestalten bin ich begierig. Thut mir den Gefallen und beschreibt mich als einen wunderlichen Kopf oder lieber gleich als einen Bären — das hat in Rudolstadt schon mein Glück gemacht, und wenn ich dann nur Niemand fresse, so bin ich ein artiger Mensch... Schon lange fehlte es mir an einem Gefühle

des gegenwärtigen Genius, sodaß es schien, als wenn er mit mir schmollte. Aber Amor und der Genius der Dichter sind aufeinander nicht neidisch, vielmehr ist es ihr Interesse, freundlich zusammenzuhalten. Ich kann gar nicht beschreiben, wie mich die Aussicht freut, mich in der Mitte von Lieben mit einer dichterischen Arbeit zu beschäftigen. Die höchste Fülle des künstlerischen Genusses mit dem gegenwärtigsten Genuß des Herzens zu verbinden, war immer das höchste Ideal, das ich im Leben hatte, und beide zu vereinigen ist bei mir auch das unfehlbarste Mittel, jeden zu seiner höchsten Fülle zu bringen... Liebe allein, ohne das innere Thätigkeitsgefühl, würde mir ihren schönsten Genuß bald entziehen; wenn ich glücklich bleiben soll, muß ich zum Gefühl meiner Kräfte gelangen, ich muß mich der Glückseligkeit würdig fühlen, die mir wird, und dies kann nur geschehen, wenn ich mich in einem Kunstwerke beschaue. Es ist nicht Egoisterei, nicht einmal Stolz, es ist eine von der Liebe unzertrennliche Sehnsucht sich selbst hochzuschätzen..." (14. Febr. 1790.)

„Ich bin sechstägiger Ehemann. Die Veränderung selbst ist so ruhig und unmerklich vor sich gegangen, daß ich selbst darüber erstaunte, weil ich mich bei dem Heirathen immer vor der Hochzeit gefürchtet habe. In einer Dorfkirche bei Jena (in Wenigenjena), bei verschlossenen Thüren, von einem Kantischen Theologen, ward die Trauung verrichtet — ein sehr kurzweiliger Auftritt für mich. Was für ein schönes Leben führe ich jetzt! Ich sehe mit fröhlichem Geiste um mich her und mein Herz findet eine immerwährende sanfte Befriedigung außer sich, mein Geist eine schöne Nahrung und Erholung. Mein Dasein ist in eine harmonische Gleichheit gerückt; nicht leidenschaftlich gespannt, aber ruhig und hell gingen diese Tage dahin. Ich habe meiner Geschäfte gewartet wie zuvor und mit mehr Zufriedenheit mit mir selbst. Es lebt sich doch

ganz anders an der Seite einer lieben Frau als so verlassen und allein — auch im Sommer. Jetzt erst genieße ich die schöne Natur ganz und lebe in ihr. Es kleidet sich wieder um mich herum in dichterische Gestalten und oft regt sich's wieder in meiner Brust. Meinem künftigen Schicksale sehe ich mit heiterm Muthe entgegen; jetzt, da ich am erreichten Ziele stehe, staune ich selbst, wie Alles doch über meine Erwartung gegangen ist. Das Schicksal hat die Schwierigkeiten für mich besiegt, es hat mich zum Ziele gleichsam getragen. Von der Zukunft hoffe ich Alles. Wenige Jahre und ich werde im vollen Genusse meines Geistes leben, ja, ich hoffe, ich werde zu meiner Jugend zurückkehren; ein inneres Dichterleben gibt sie mir zurück." (1. März und 16. Mai 1790.)

„Unsere ökonomische Einrichtung ist über alle meine Wünsche gut ausgefallen und die Ordnung, der Anstand, den ich um mich herum erblicke, dient sehr dazu, meinen Geist aufzuheitern. — Eine förmliche Hochzeit haben wir gar nicht gemacht, sodaß die Unkosten sehr gering waren. Meine Frau ist ganz eingerichtet zu mir gekommen und Alles, was zur Haushaltung gehört, hat meine Schwiegermutter gegeben." (10. Mai 1790.)

„Lolo (Charlotte) ist mir gar lieb und ich freue mich, so oft ich sie sehe, ihres lieben Daseins um mich. Gestern hat sie zwei Stunden im Cabinet neben meinem Auditorium zugebracht und mich lesen hören und mir Thee gemacht. Vor den Studenten hat sie sich sehr gefürchtet; jetzt aber hat sie Herz." (15. Mai 1790.) — „Meine Lotte wird mir täglich theurer; ich kann sagen, daß ich jetzt erst mein Leben liebhabe, seitdem das häusliche Glück es mir verschönert. Auch wüßte ich nicht, wie ich ohne diesen Genuß meines Herzens die Last der Geschäfte ertrüge, die mich oft fast zu Boden drückt." (29. Juni 1790.)

Aber nicht blos die Last der Geschäfte will der Dichter überwinden, sein Ziel steht höher noch:

„Ich bin mir selbst schuldig, Alles aus mir zu machen, was aus mir werden kann, und dazu gehört auch meine äußere Lage. Die Zufriedenheit mit meiner jetzigen Lage darf mich nicht hindern, noch nach einer Verbesserung zu streben. Ich betrachte meine jetzige Versorgung als eine Stufe zu einem noch wichtigern Wirkungskreise, und diesen zu erreichen, wird es an meinem Fleiß nicht fehlen." (7. Juli 1790.)

Die Lust, poetisch thätig zu sein, erwacht indessen mitten unter „unleidlichen" Arbeiten für Collegia, Mémoires und die „Thalia". Er beginnt neben der „Universalhistorischen Uebersicht der merkwürdigsten Staatsbegebenheiten zu den Zeiten Kaiser Friedrich's I." die „verteufelt schwere" Uebertragung einiger Stellen aus der „Aeneis". Nachdem er angenehme Frühlingsferien bei der Schwiegermutter in Rudolstadt zugebracht, ist er Mitte Mai des Jahres 1790 „im Geschirr" des Verlegers Göschen, dem er die „Geschichte des Dreißigjährigen Krieges" versprochen hatte. Seine akademische Thätigkeit besteht in einem Privatum über Universalgeschichte und einem Publicum über die Theorie der Tragödie. Seine alte Lust zum Philosophiren erwacht wieder und Aristoteles wird sein eifriges Studium. Indem Schiller außerdem Quellenforschung zu seinem „Dreißigjährigen Kriege" betreibt, beschäftigt ihn zum ersten male die Idee, Wallenstein's Abfall und Tod dramatisch zu behandeln. Unter den neuen Bekanntschaften, welche um diese Zeit gemacht wurden, werden Baggesen und der nachmalige sächsische General von Funck erwähnt. Am 31. Oct. 1790 traf Schiller wieder mit Goethe einmal zusammen, der von Körner Grüße brachte; dieses Zusammentreffen war indessen nur kurz und ihr Gespräch hauptsächlich ein philosophisches. Im November und December desselben Jahres entstand der Plan zu

einem deutſchen Plutarch und die vielbeſprochene Recenſion „Ueber Bürger's Gedichte".

Fortdauerndes häusliches Glück, gute Nachrichten über das Befinden ſeiner lange Zeit kränkelnden Mutter und ein Ausflug nach Rudolſtadt, wo er „mit Eſſen, Trinken und Schach- oder Blindekuhſpiel" viele angenehme Tage hinbringt, beleben die Freude ſeines Herzens und ſeine Arbeitsluſt mächtig. Um ſo betrübender ſollte das kommende Jahr 1791 beginnen.

Schiller hatte eine zwölftägige Reiſe nach Erfurt angetreten, als er dort bei einem Abendeſſen von einem heftigen Fieberanfalle heimgeſucht wurde. Zwar wurde er nach einigen Tagen wieder ſcheinbar hergeſtellt, allein kaum in Jena angekommen, überfiel ihn eine lebensgefährliche Bruſtkrankheit. Die Theilnahme war allgemein und der Wettſtreit, bei ihm zu wachen, war rührend; unter den Thätigſten bei ſolchem Liebesdienſte werden ein Adlerskron aus Livland und Hardenberg-Novalis genannt. Auch jetzt wurde zwar die augenblickliche Gefahr beſeitigt; allein Schmerz und Krämpfe in der Bruſt kehrten mit mehr oder weniger Heftigkeit wieder. Schiller's körperliches Leben darf fortan mit Recht nur noch eine ununterbrochene Krankheitsgeſchichte genannt werden.

Mit Bewunderung für die Stärke und den Schwung ſeines Geiſtes muß es daher erfüllen, wenn man vernimmt, daß der Dichter mit heiterm Muthe und ungebrochener Geiſteskraft ſeine raſtloſe Thätigkeit in jeder leidensfreien Stunde fortſetzte.

Das Studium Kant's wurde jetzt ernſthaft betrieben. Als im Mai die Anfälle des Bruſtkrampfes heftiger wiederkehrten und ſein Schlaf höchſt unregelmäßig ſich einſtellte, las Schiller namentlich viele Reiſebeſchreibungen und von poetiſchen Werken Taſſo's „Befreites Jeruſalem" in Heinſe's Ueberſetzung.

Ende Juli reiste Schiller mit Frau und Schwägerin nach Karlsbad. Er traf hier Göschen und machte die Bekanntschaft mit einigen österreichischen Kriegern, die ihn seines „Wallenstein" wegen interessirten. Auch besuchte er von Karlsbad aus die Stadt Eger, wo er das Rathhaus, Wallenstein's Bild und jenes Haus in Augenschein nahm, wo dieser Feldherr ermordet worden war.

Den Monat September brachte Schiller wieder in Erfurt zu, wo er trotz des geringen körperlichen Wohlbefindens doch heitere Abende bei Dalberg verlebte. Er verhehlte diesem nicht, wie sehr ihn die Sorgen wegen der Ungewißheit seines künftigen Aufenthalts und Schicksals von Zeit zu Zeit beschäftigten.

Wie überall ist Schiller auch hier nicht müßig und dictirt des Tages vier bis fünf Stunden für Göschen's historischen Kalender, namentlich von seiner „Geschichte des Dreißigjährigen Krieges".

Nach Jena zurückgekehrt fühlt er den wohlthätigen Einfluß seiner vortrefflichen Gattin: „ihr liebes Leben und Weben um ihn herum, die kindliche Reinheit ihrer Seele und die Innigkeit ihrer Liebe gibt ihm Ruhe und Harmonie" trotz seines „hypochondrischen Uebels". Zudem hat er eine gesellige Erholungsgesellschaft ins Leben gerufen, die sich wöchentlich mehrmals bei ihm versammelt und die er „Butterbrotgesellschaft" benennt.

An poetischen Arbeiten lieferte er in jenen Tagen 107 Stanzen von der „Zerstörung von Troja" und die Uebersetzung des vierten Buches der „Aeneide" („Dido"); ferner nahm er sich ernstlich vor, den „Agamemnon" des Aeschylus zu übersetzen, und entwarf den Plan, Gustav Adolf's deutschen Krieg von der leipziger bis zur lützener Schlacht episch zu bearbeiten...

Schiller's bedeutende Erkrankung hatte inzwischen zu dem Gerüchte Veranlassung gegeben: er sei gestorben.

Infolge deſſen veranſtalteten einige warme Verehrer Schiller's zu Hellebeck nördlich von Kopenhagen eine Todesfeier des Dichters. Die Anreger dieſer Feier waren Jens Baggeſen, der Miniſter Graf Ernſt von Schimmelmann und deren Frauen. Das bald darauf niderlegte Gerücht von Schiller's Tode führte aber eine höchſt überraſchende Wendung für das Wohl des Dichters herbei.

Denn am 13. Dec. erhielt er Briefe aus Kopenhagen vom Prinzen Chriſtian Friedrich von Auguſtenburg und vom Miniſter Grafen Ernſt von Schimmelmann, die ihm in reinſter Verehrung auf drei Jahre jährlich 1000 Thaler zum Geſchenke anbieten, — „um der Menſchheit einen ihrer Lehrer erhalten zu ſehen".

Schiller's Freude war erſchütternd.

„Ich bin auf einmal alle Sorgen los!" ruft er ſeinem Freunde Körner zu. „Heute erhalte ich Briefe aus Kopenhagen vom Prinzen von Auguſtenburg und vom Grafen von Schimmelmann, die mir auf drei Jahre 1000 Thaler zum Geſchenk anbieten mit völliger Freiheit, zu bleiben wo ich bin, blos um mich von meiner Krankheit völlig zu erholen! Die Delicateſſe und Feinheit, mit der der Prinz mir dieſes Anerbieten macht, könnte mich noch mehr rühren als das Anerbieten ſelbſt. Ich habe Muße, zu lernen und zu ſammeln und für die Ewigkeit zu arbeiten." (15. Dec. 1791.)

An den Dichter Baggeſen in Kopenhagen:

„Ja, ich nehme das Anerbieten des Prinzen von Auguſtenburg und von Schimmelmann mit dankbarem Herzen an, nicht weil die ſchöne Art, womit es gethan wird, alle Nebenrückſichten bei mir überwindet, ſondern darum, weil eine Verbindlichkeit, die über jede mögliche Rückſicht erhaben iſt, es mir gebietet, Dasjenige zu leiſten und zu ſein, was ich nach dem mir gefallenen Maß von Kräften leiſten und ſein

kann und mir die höchste und unerlaßlichste aller Pflichten ist. Aber meine bisherige äußere Lage machte mir dies schlechterdings unmöglich und nur eine ferne, noch unsichere Zukunft machte mir bessere Hoffnungen. Der großmüthige Beistand setzt mich auf einmal in die Lage, soviel aus mir zu entwickeln, als in mir liegt, mich zu Dem zu machen, was aus mir werden kann — wo bliebe mir also eine Wahl übrig? Daß der vortreffliche Prinz, der sich aus freien Stücken entschließt, Dasjenige bei mir zu verbessern, was mir das Schicksal zu wünschen übriggelassen hat, durch die edle Art, womit er diese Sache behandelt, zugleich alle Empfindlichkeiten schont, die mir meinen Entschluß hätten schwer machen können, daß er mich diese wichtige Verbesserung meiner Umstände durch keinen Kampf mit mir selbst erkaufen läßt, erhöht meine Dankbarkeit unendlich und läßt mich die Freude über die Erfüllung eines meiner feurigsten Wünsche mit der schönen Freude über das Herz ihres Urhebers vereinigt empfinden.

„Eine sittlich-schöne Handlung aus der Classe derjenigen, welche diesen Brief veranlaßte, empfängt ihren Werth nicht erst vom Erfolge; auch wenn sie ganz ihres Zweckes verfehlte, bleibt sie was sie war. Aber wenn diese Handlung eines großdenkenden Herzens zugleich das nothwendige Glied einer Kette von Schicksalen ist, wenn sie allein noch fehlte, um etwas Gutes möglich zu machen, wenn sie, die schöne Geburt der Freiheit, als wäre sie von der Vorsehung schon längst zu dieser Absicht berechnet worden, ein verworrenes Schicksal entscheidet: dann gehört sie zu den schönsten Erscheinungen, die sich einem fühlenden Herzen darstellen können. Wie sehr dieses hier der Fall ist, werd' ich und muß ich sagen.

„Von der Wiege meines Geistes an bis jetzt, da ich dieses schreibe, habe ich mit dem Schicksale gekämpft, und seitdem ich Freiheit des Geistes zu schätzen weiß, war ich dazu verurtheilt,

ſie zu entbehren. Ein raſcher Schritt vor zehn Jahren ſchnitt mir auf immer die Mittel ab, durch etwas Anderes als ſchriftſtelleriſche Wirkſamkeit zu exiſtiren. Ich hatte mir dieſen Beruf gegeben, ehe ich ſeine Foderungen geprüft, ſeine Schwierigkeiten überſehen hatte. Die Nothwendigkeit, ihn zu treiben, überfiel mich, ehe ich ihm durch Kenntniß und Reife des Geiſtes gewachſen war. Daß ich dieſes fühlte, daß ich meinem Ideale von ſchriftſtelleriſchen Pflichten nicht diejenigen engen Grenzen ſetzte, in welche ich ſelbſt eingeſchloſſen war, erkenne ich für eine Gunſt des Himmels, der mir dadurch die Möglichkeit des höhern Fortſchritts offenhielt; aber in meinen Umſtänden vermehrte ſie nur mein Unglück. Unreif und tief unter dem Ideale, das in mir lebendig war, ſah ich Alles, was ich zur Welt brachte; bei aller geahneten Vollkommenheit mußte ich mit der unzeitigen Frucht vor die Augen des Publicums eilen, der Lehre ſelbſt ſo bedürftig, mich wider meinen Willen zum Lehrer der Menſchen aufwerfen. Jedes unter ſo ungünſtigen Umſtänden nur leidlich gelungene Product ließ mich nur um deſto empfindlicher fühlen, wie viel Keime das Schickſal in mir unterdrückte. Traurig machten mich die Meiſterſtücke anderer Schriftſteller, weil ich die Hoffnung aufgab, ihrer glücklichen Muße theilhaftig zu werden, in der allein die Werke des Geiſtes reifen. Was hätte ich nicht um zwei oder drei ſtille Jahre gegeben, die ich frei von ſchriftſtelleriſcher Arbeit blos allein dem Studiren, blos der Ausbildung meiner Begriffe, der Zeitigung meiner Ideale hätte widmen können! Zugleich die ſtrengen Foderungen der Kunſt zu befriedigen und ſeinem ſchriftſtelleriſchen Fleiße auch nur die nothwendige Unterſtützung zu verſchaffen, iſt in unſerer literariſchen Welt, wie ich endlich weiß, unvereinbar. Zehn Jahre habe ich mich angeſtrengt, Beides zu vereinigen, aber es nur einigermaßen möglich zu machen, koſtete mir meine

Gesundheit. Das Interesse an meiner Wirksamkeit, einige schöne Blüten des Lebens, die das Schicksal mir in den Weg streute, verbargen mir diesen Verlust, bis ich zu Anfange dieses Jahres aus meinem Traume geweckt wurde. Zu einer Zeit, wo das Leben anfing mir seinen ganzen Werth zu zeigen, wo ich nahe dabei war, zwischen Vernunft und Phantasie in mir ein zartes und ewiges Leben zu knüpfen, wo ich mich zu einem neuen Unternehmen im Gebiete der Kunst gürtete, nahte sich mir der Tod. Diese Gefahr ging zwar vorüber, aber ich erwachte nur zum neuen Leben, um mit geschwächten Kräften und verminderten Hoffnungen den Kampf mit dem Schicksal zu erneuern. So fanden mich die Briefe, die ich aus Dänemark erhielt. Ich sehe mich auf einmal fähig gemacht, den Plan mit mir selbst zu realisiren, den sich meine Phantasie in ihren glücklichsten Stunden vorgezeichnet hat. Ich erhalte endlich die so lange und so heiß gewünschte Freiheit des Geistes, die ersehnte freie Wahl meiner Wirksamkeit. Ich gewinne Muße und durch sie werde ich meine verlorene Gesundheit vielleicht wiedergewinnen; wenn auch nicht, so wird künftig Trübsinn des Geistes nicht mehr meiner Krankheit neue Nahrung geben. Ich sehe heiter in die Zukunft und es soll wenigstens an meiner Beharrlichkeit nicht fehlen, die Hoffnungen zu rechtfertigen, die zwei vortreffliche Bürger unsers Jahrhunderts auf mich gegründet haben. Da mein Loos mir nicht verstattet, auf ihre Art wohlthätig zu wirken, so will ich es doch auf die einzige Art versuchen, die mir verliehen ist, und möchte der Keim, den sie ausstreuten, sich mir zu einer schönen Blüte für die Menschheit entfalten!" (16. Dec. 1791.)

Obwol die erste Freude über das Geschenk aus der Ferne auch auf das körperliche Befinden des Dichters sehr wohlthätig gewirkt hatte, so kehrten doch leider die Krankheitsanfälle bald

zurück; aber eine ſtetige Thätigkeit iſt es wieder, zu welcher er gleichſam als Heilmittel ſeine Zuflucht nimmt. Vom Beginn des Jahres 1792 bis Auguſt 1793 vollendet er nicht nur die „Geſchichte des Dreißigjährigen Krieges"; es entſtehen von hiſtoriſchen Aufſätzen auch die „Vorrede zu der Geſchichte des Malteſerordens" und die „Vorrede zu dem erſten Theile der merkwürdigen Rechtsfälle nach Pitaval"; auch von äſthetiſchen Aufſätzen fallen einige ſehr bedeutende in dieſe Zeit, und zwar: „Ueber Anmuth und Würde"; „Ueber das Pathetiſche"; ferner „Zerſtreute Betrachtungen über verſchiedene äſthetiſche Gegenſtände". Der Briefwechſel namentlich mit ſeinem Körner iſt inzwiſchen wieder lebhafter als je und wir erfahren daraus, wie die Freunde den Plan für einen „Briefwechſel über den Werth des Schönen für die Ausbildung der Menſchen" entwerfen. Die Kant'ſchen Grundſätze ſollten darin eine Rolle ſpielen, wie denn Schiller überhaupt mit erneutem Eifer über dem Studium dieſes großen Denkers her iſt.

Einige Stellen aus Schiller's Briefen an Körner über dieſen Gegenſtand ſind anziehend genug.

„Kant's «Kritik der Urtheilskraft»", ſchrieb er ſchon 1791, „reißt mich hin durch ihren neuen, lichtvollen, geiſtreichen Inhalt und hat mir das größte Verlangen beigebracht, mich nach und nach in ſeine Philoſophie hineinzuarbeiten. Bei meiner wenigen Bekanntſchaft mit philoſophiſchen Syſtemen würde mir die «Kritik der Vernunft» zu ſchwer ſein und auch zu viel Zeit wegnehmen. Da ich künftigen Winter Aeſthetik vortragen werde, ſo gibt mir dies Gelegenheit, einige Zeit auf Philoſophie überhaupt zu verwenden."

„Ich treibe mit Eifer Kant'ſche Philoſophie, mein Entſchluß iſt unwiderruflich gefaßt, ſie nicht eher loszulaſſen, bis ich ſie ergründet habe, wenn mich dies auch drei Jahre koſten ſollte." (1. Jan. 1792.)

„Ich ſtecke bis über die Ohren in Kant's «Kritik der Urtheilskraft». Ich werde nicht ruhen, bis ich dieſe Materie durchdrungen habe und ſie unter meinen Händen zu was geworden iſt." (15. Oct. 1792.)

„Meine Vorleſungen über Aeſthetik haben mich ziemlich tief in dieſe verwickelte Materie hineingeführt und mich genöthigt, mit Kant's Theorie genau bekannt zu werden. Wirklich bin ich auf dem Wege, ihn durch die That zu widerlegen. Ich bin der Piloſophie ſehr treugeblieben; da alle Zerſtreuungen durch ſchriftſtelleriſche Arbeiten aufgehört haben, ſo habe ich mich der Theorie des Geſchmacks ausſchließlich gewidmet." (11. Febr. 1793.)

Freilich iſt die Verſuchung zu poetiſcher Production manchmal auch mächtig genug, ſodaß der Dichter ſelbſt geſteht: „oft jucke ihn die Feder nach dem «Wallenſtein»."

Stärkend und erheiternd war dem Dichter im April 1792 eine Reiſe nach Dresden, wo er mit ſeinen Freunden vier ſehr glückliche Wochen verlebte. Sein Herz in anderer Weiſe erfreuend ſollte im September darauf ein Beſuch ſeiner endlich geneſenen Mutter und ſeiner funfzehnjährigen Schweſter werden. Dieſer Beſuch ſowie der Wunſch ſeines alternden Vaters, aber auch die erwachende Sehnſucht nach der ſchwäbiſchen Heimat ziehen ihn endlich im Auguſt 1793 nach Würtemberg, das er ſeit ſeiner Flucht aus Stuttgart zum erſten male wieder betritt.

„Die Liebe zum Vaterlande iſt ſehr lebhaft in mir geworden", ſchreibt er an Körner, „und der Schwabe, den ich ganz abgelegt zu haben glaubte, regt ſich mächtig. Ich bin aber auch elf Jahre davon getrennt geweſen und Thüringen iſt das Land nicht, wo man Schwaben vergeſſen kann." (17. Juli 1793.)

Schiller's Reiſe nach Schwaben ging über Heidelberg. Er traf bei dieſer Gelegenheit wieder mit ſeiner frühern Geliebten

Margarethe Schwan zuſammen und ſoll bei ihrem Anblick tief ergriffen geweſen ſein. Seinen Aufenthalt in Schwaben nahm Schiller zuerſt in der Reichsſtadt Heilbronn, wo er am 8. Aug. ankam und bis Anfang September verweilte. Hier feierte er das Wiederſehen ſeiner Aeltern und Jugendfreunde. Seine Geſundheit beſſerte ſich in etwas, er machte häufige Spaziergänge auf den ſchönen Wartberg, von wo aus er ſeine Heimat ſehen konnte, und verſuchte, „ohne bei dem Schwabenkönig anzufragen", Ausflüge nach Ludwigsburg und der Solitüde. Nachdem er an den Herzog Karl, der ſeine Anweſenheit ignorirte, ein Schreiben gerichtet, zog er nach Ludwigsburg, wo er bis zum März des kommenden Jahres blieb. Hier wurde ihm ſein Sohn Karl geboren und er genoß nun zugleich die Freuden „des Sohnes und des Vaters". Von ſeinen Jugendfreunden waren es nur ſehr wenige, die ihn jetzt noch zu intereſſiren und anzuregen vermochten. Er hatte ſie durch Genie und raſtloſe Geiſtesthätigkeit weit überflügelt und ihnen auch in der äußern Erſcheinung den Rang abgelaufen. Wie ſehr ſie ſelbſt Schiller's Fortſchritte in Allem anerkannten, geht, aus folgender Mittheilung ſeines Jugendfreundes, des Hofmedicus von Hoven hervor:

„Ich fand einen ganz andern Mann an ihm. Sein jugendliches Feuer war gemildert; er hatte weit mehr Anſtand im Betragen; an die Stelle ſeiner vormaligen Nachläſſigkeit im Anzuge war eine anſtändige Eleganz getreten und ſeine hagere Geſtalt, ſein kränkliches blaſſes Anſehen vollendete das Intereſſante ſeines Anblicks bei mir und Allen, die ihn früher näher gekannt hatten. Leider war der Genuß ſeines Umgangs häufig, faſt täglich durch ſeine Krankheitsanfälle geſtört; in welcher Fülle ergoß ſich da aber der Reichthum ſeines Geiſtes. Wie liebevoll zeigte ſich ſein weiches, theilnehmendes Herz! Wie anſtändig war ſeine ſonſt etwas ausgelaſſene Jovialität!

Wie würdig seine Scherze! Kurz, er war ein vollendeter Mann geworden."

Einen rührenden Zug seines Herzens erzählt man aus der Zeit seines ludwigsburger Aufenthalts; es lebte nämlich daselbst noch sein alter Lehrer Professor Jahn, und als dieser einmal eines Unwohlseins wegen keinen Unterricht ertheilen konnte, übernahm Schiller selbst einige Lehrstunden.

Am 24. Oct. starb Herzog Karl und wurde von Schiller, dem großen Zöglinge seiner Karlsschule, aufrichtig betrauert.

Es konnte nicht fehlen, daß dem Dichter in Ludwigsburg der Mangel geistigen Umgangs namentlich im Winter sehr fühlbar wurde; ein verstärktes körperliches Uebelbefinden vollendete für mehre Wochen eine ganz muthlose Stimmung.

Erst mit dem kommenden Frühjahr, wo er nach Stuttgart übersiedelte und in angenehmen Verkehr mit guten Köpfen trat, wurden ihm wieder genußreiche Stunden und neuer Seelenschwung zutheil. Der geniale Dannecker, welcher seine Büste modellirte, und sein Jugendfreund Zumsteeg waren sein anregender Umgang; auch lernte er hier den Dichter Matthisson persönlich kennen. Schiller's Bekanntschaften wurden bei einer Besuchsreise zu seinem frühern Lehrer Abel in Tübingen um zwei bedeutende Persönlichkeiten vermehrt: den Philosophen Fichte und den Buchhändler Cotta. Mit Letzterm wurde ein Plan zu einer politischen Zeitung („Allgemeine Zeitung"), deren Redacteur Schiller werden sollte, und zu der Monatsschrift „Horen" entworfen, welche dem Dichter seine äußere Existenz gründen sollte.

Der Wunsch seiner Freunde, ihn seinem engern Vaterlande wiederzugewinnen, sollte indessen nicht in Erfüllung gehen; schon am 6. Mai 1794 reiste Schiller von Stuttgart ab und kam am 15. in Jena wohlbehalten wieder an.

Schiller's Aufenthalt in Schwaben war aber nicht ohne geistige Früchte geblieben.

Trotz beinahe täglicher Krankheitsanfälle betrieb er doch fleißig philosophisch-ästhetische Studien und Arbeiten, las regelmäßig im Homer und entwickelte den Plan zu seinem „Wallenstein", von welchem einzelne Scenen in Prosa entstanden. Von seinen Briefen „Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen" datirt der Entwurf der ersten Abtheilung aus dieser Zeit und der Aufsatz „Ueber den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten" ist ganz in Schwaben geschrieben.

Die Zeit der classischen Meisterjahre Schiller's rückte nun immer näher. Theils das eigene abklärende Ringen des Dichters und theils der wohlthuende und fördernde Einfluß, welchen Goethe's beginnende und dauernde Freundschaft auf ihn übte, vollendeten nach und nach die Reife des großen Genius. Tage und halbe Nächte hindurch dauerte oft der vertraute und tiefbedeutsame Verkehr der beiden Dichterheroen entweder in Jena, wohin sich Goethe wiederholt auf einige Wochen begab, oder in Weimar, wo hinwieder Schiller als Gast im Hause des großen Freundes verweilte. Auch Wilhelm von Humboldt, welcher sich bei Schiller's Rückkehr aus Schwaben mit seiner Frau in Jena aufhielt, wurde dem Dichter eine „unendlich angenehme und nützliche Bekanntschaft". Humboldt und Fichte, deren Geist ihn mehr durch seinen Gehalt als durch seine Form anzog, halfen Schiller's philosophisch-ästhetische Krisis beschleunigen. Obwol die körperlichen Krankheitsanfälle ihre Peinigungen fortsetzten, so begann doch von jetzt an eine beispiellose Thätigkeit des Dichters. Die Herausgabe der „Horen" wurde begonnen, zu denen Goethe „mit Freuden und von ganzem Herzen" behülflich sein wollte; Schiller's Briefwechsel erhielt eine neue und wichtige Vermehrung durch den schriftlichen Verkehr mit Goethe; bei fort-

geſetzten äſthetiſchen Studien und Arbeiten wurden Plane zu einem neuen Unternehmen gemacht, einem Muſenalmanach; aber ſchon meldeten ſich auch die Vorboten eines neuen Dichterfrühlings: die „Malteſertragödie" beſchäftigte den Dichter und bis zu Ende des Jahres 1795 ſind außer den proſaiſchen Aufſätzen nicht weniger als 48 kleinere und größere Gedichte geſchaffen, von Goethe, Humboldt, Dalberg und ſeinem Körner mit Freude begrüßt. Aber mit dem täglich ſich mehrenden Rufe des Schiller'ſchen Genius erhob auch eine heftige Widerſacherzunft gegen ihn immer giftiger ihr Haupt. Goethe nicht weniger als Schiller ſah die Pfeile des Neides und des Cliquenzorns ſtets häufiger gegen ſich geſchleudert. Da wird von Beiden ein ſtrenges Gericht über ihre anmaßenden Gegner beſchloſſen. Die ſatiriſche Exploſion erfolgt und bald zeigt ſich's, daß „die mordbrenneriſchen Füchſe" („Xenien") ihre Wirkung thun. Aber die vergrößerte Wuth der Gegner erhöht nur die Kampfluſt der Freunde und namentlich Schiller's Geſchoſſe treffen, wo ſie einſchlagen, tödtlich.

Nicht lange indeſſen ſollte ein ſolches perſönliches Kampfſpiel die großen Freunde vorwiegend beſchäftigen.

Schiller geht am 22. Oct. 1796 an den „Wallenſtein" und unvermuthet über dem Studium der Quellen und dem Organiſiren der Handlung geräth er in die Ausführung ſelbſt hinein, entſteht der erſte Act in Proſa. Aber „weil des Stoffes gar zu viel iſt", rückt dieſe gewaltige Schöpfung nur langſam vorwärts.

Schlimme Erlebniſſe für Schiller's Herz blieben auch in dieſer Periode nicht aus. Er verlor ſeinen Vater und ſeine Schweſter Nanette durch den Tod; ſeine eigenen Körperleiden und das Kränkeln ſeines jüngſten Kindes Ernſt machten ihn Tage und Wochen geiſtig unfähig und wie er oft von ſich ſagte: „geſellig ungenießbar."

Allein abgesehen von diesen Unfällen war ihm selten in seinem Leben so wohl geworden als in dieser Periode. Außer mit den Freunden von Weimar und Jena, von welchen wir Schelling, Reinhold und Dr. Erhard aus Nürnberg namhaft machen müssen, verlebte er auch mit seinem Herzens-Körner angenehme Stunden einmal in Weißenfels und später in Jena. Auch mit Iffland traf er in Weimar zusammen, wo dieser Gastspiele gab.

An ehrenden Zeichen aus der Ferne fehlte es inzwischen nicht. Zwei mal, im Februar und im März des Jahres 1795, wurde seine Berufung an die tübinger Universität versucht, allein Schiller konnte sich nicht entschließen, dem Rufe zu folgen, namentlich da ihm der Herzog von Weimar seinen Gehalt zu verdoppeln versprach. Eine andere Auszeichnung wurde ihm im Norden zutheil, indem er aus Stockholm das Diplom der Akademie der Wissenschaften erhielt.

Wir sind nun wieder bei dem Ausgangspunkte dieser Zeilen angelangt, bei der Zeit nämlich, wo Schiller „aus Sehnsucht nach einer freiern Existenz" den Ankauf eines Gartenhauses beschloß und ausführte.

Da wir dem Gartenhause schon eine nähere Betrachtung gewidmet haben, so wollen wir hier in Kürze nur noch der Lebensumstände und Wirksamkeit Schiller's im Allgemeinen gedenken, insofern sie in diese Zeit bis zur Uebersiedelung nach Weimar fallen.

Der „Wallenstein" bleibt noch immer das Hauptproblem seines dichterischen Strebens. Er entwirft ein detaillirtes Scenarium zu diesem Stücke, treibt kabbalistische und astrologische Studien zum Seni und übt sein dramatisirendes Genie an den Meisterwerken Shakspeare's und Sophokles'. Goethe ist

es, welcher jetzt zuerst den Rath gibt, den „Wallenstein" in mehre Stücke zu schneiden, was in der Folge auch in Ausführung kam. Bekanntlich war es schon längst ein Lieblingsgedanke Schiller's gewesen, sich in einem großen Epos zu versuchen; dieser Gedanke führt ihn jetzt auf die Balladendichtung und zwar in Gemeinschaft und im Wetteifer mit Goethe. Einige seiner vortrefflichsten Dichtungen dieser Art, wie: „Der Taucher", „Der Handschuh", „Der Ring des Polykrates", „Die Kraniche des Ibykus", erwachsen als Früchte dieser Anregung; dann kehrt der Dichter wieder zu seiner Hauptarbeit, dem „Wallenstein", zurück, den er nach mancherlei Unterbrechungen in drei bühnengerechten Stücken: dem „Lager", den „Piccolomini" und „Wallenstein's Tod" endlich am 17. März 1799 beendet, nachdem er „in Allem 20 Monate voll mit sämmtlichen drei Stücken zugebracht". Kaum ist der „Wallenstein" zu Ende, so beschäftigt ihn schon wieder eine starke Sehnsucht nach dramatischer Beschäftigung. Das langwierige Ringen mit der Masse des gegebenen Stofflichen beim „Wallenstein" läßt ihn jetzt einen „freiphantasirten, blos menschlichen und leidenschaftlichen" Stoff wünschen; die erste Idee zu „Warbeck" entsteht und die „Malteser" treten wieder in den Vordergrund. Aber schon am 26. April dieses Jahres, kaum vier Wochen nach der Vollendung des „Wallenstein", fängt er an, die Geschichte der Maria Stuart zu studiren, geht sofort am 4. Juni darauf an die Ausführung und am 25. Juli ist der erste, am 26. Aug. der zweite Act fertig und am 27. Aug. der dritte Act angefangen. Außer dieser merkwürdigen dramatischen Thätigkeit beschäftigen ihn ferner noch „Das Lied von der Glocke", „Sprüche des Confucius", „Die Erwartung" und andere kleine Dichtungen. Auch Schiller's Briefe, welche mit Goethe in dieser Periode gewechselt werden, müssen hier erwähnt werden; Goethe selbst hat sie lange

nach Schiller's Tode noch immer als bewunderte Reliquien gegen Eckermann gerühmt und ſie „zu dem Beſten gezählt, was Schiller jemals hervorgebracht“. Mit der Ausſtattung des „Muſenalmanach“ fährt Schiller fort, allein die „Horen“ beſchließt er eingehen zu laſſen.

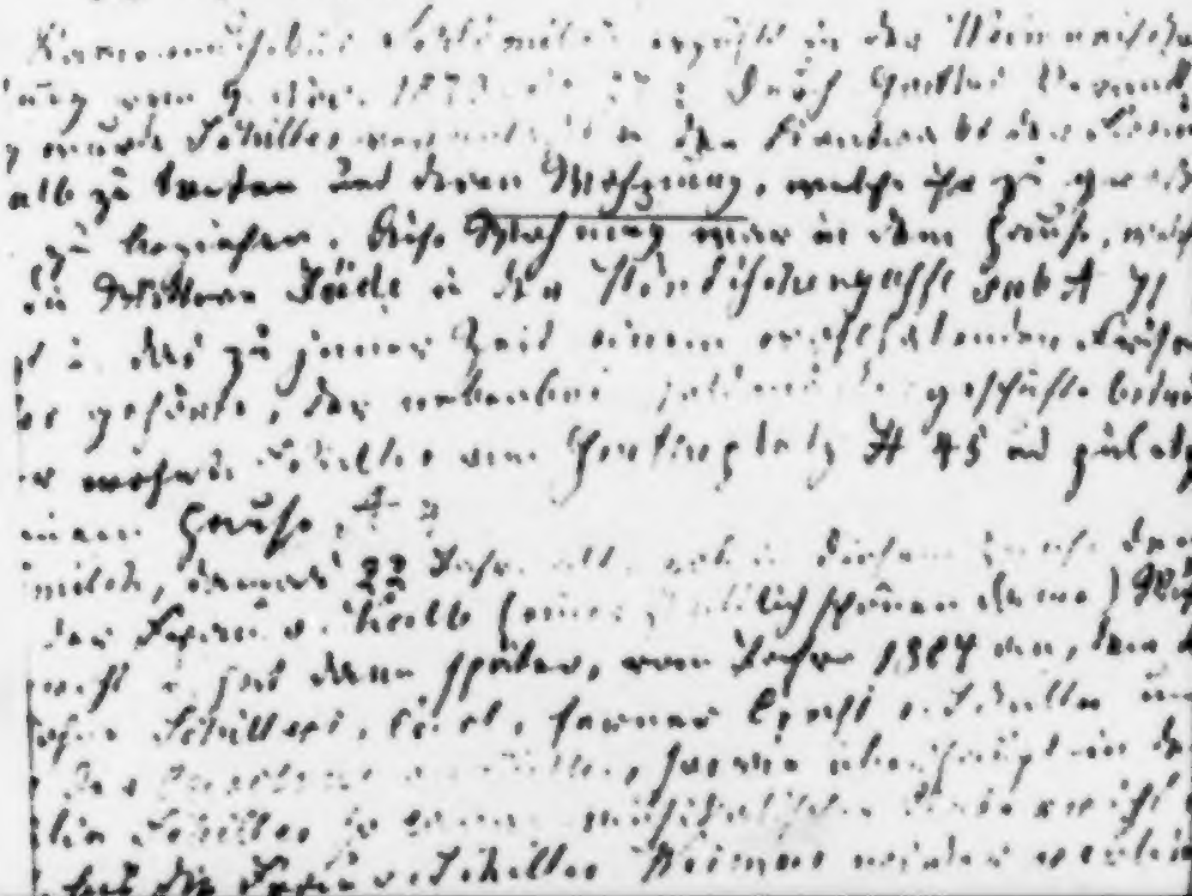
Am 1. März 1798 erhielt Schiller das über fünf Jahre lang in Straßburg liegende franzöſiſche Ehrenbürgerdiplom, unterzeichnet von Roland, Clavière und Danton und: „A. M. Gille, Publiciste allemand“ adreſſirt. Um dieſe Zeit erſt wurde auch Schiller Profeſſor ordinarius honorarius, doch ohne Erhöhung ſeines bisherigen Gehalts von 400 Thalern.

Ein warmer Verkehr und Ideenaustauſch entſteht, als es nun mit der Aufführung des „Wallenſtein“ Ernſt werden ſoll. Theils perſönlich, theils ſchriftlich werden die Unterhaltungen über die würdigſte Darſtellung des „Lager“ fortgeführt und am 12. Oct. 1798 geht das Stück zur Eröffnung des erweiterten Theaters in Weimar auch glücklich und mit Erfolg über die Bühne. Nun ſollen auch „Die Piccolomini“ bald für die Bühne zurechtgemacht werden, welche Arbeit aber den Dichter manchmal muthlos macht. Goethe jedoch iſt ſtets mit liebevollem Beiſtand zur Hand und Schiller ruft dankbar aus: „Es iſt eine rechte Gottesgabe um einen weiſen und ſorgfältigen Freund!“ Am 4. Jan. 1799 zieht der Dichter endlich mit ſeiner ganzen Familie auf fünf Wochen nach Weimar, „um durch perſönliches Treiben und Bemühen eine erträgliche Darſtellung der «Piccolomini» zu bewirken“. Durch Goethe's Fürſorge bequem im Schloſſe logirt, lebt er wieder „als ein ordentlicher Menſch“, geht „ſogar an den Hof und auf die Redoute“. Die Vorſtellung der „Piccolomini“ am 30. Jan. fällt gut aus und wird bei ſteigendem Intereſſe des Publicums am 2. Febr. wiederholt. Als im Anfang Juli das „Lager“ abermals zur Aufführung kam, waren eben der Kö-

nig und die Königin von Preußen in Weimar anwesend und besuchten das Theater. Sie wünschten Schiller zu sehen, und dieser erzählte: „daß die Königin Luise sehr geist- und gemüthvoll in den Sinn seiner Dichtungen eingegangen wäre."

Man darf wol sagen, daß nun Schiller in der Fülle eines Glückes und Ruhmes stand wie nie zuvor. Seine Gesundheit war besser als seit vielen Jahren; er hatte nie mit mehr Lust und Erfolg gearbeitet; vortheilhafte Anträge, von Theatern und Buchhändlern, liefen ein, Geldzuflüsse (unter Anderm eine Zulage von 200 Thalern vom Herzog) kamen ihm zugute und selbst mit Geschenken wurde er bedacht.

Schon lange hatte Schiller das lebhafte Bedürfniß nach theatralischer Anschauung empfunden und beschloß von jetzt an die Wintermonate in Weimar zuzubringen. Nach einer längern lebensgefährlichen Krankheit seiner Frau wurde denn dieser Wunsch Schiller's auch in Erfüllung gebracht und er hielt mit seiner Familie am 3. Dec. 1799 seinen förmlichen Umzug nach Weimar.



8.

Schiller's Haus zu Weimar.

Ich will meine Beschreibung dieses Schillerhauses mit einer allgemeinen Bemerkung beginnen, welche sich mir aufdrängte, als ich zum ersten mal das Goethehaus und das Schillerhaus in Weimar von außen betrachtete.

Das Goethehaus, von langer Fronte und in vornehmem Stile erbaut, macht den Eindruck, daß es eigentlich nur die Wohnung Einer wohlhabenden Herrschaft sein könne; terrassenartige, von Fußtritten förmlich ausgehöhlte Stufen führen zum Hausthore empor und geben ein auffallendes Zeugniß von den unzähligen Besuchern, welche hier auf- und abgeschritten. Fürsten, Prinzen, Minister, Generale, Gelehrte, Künstler und Musensöhne aller Grade haben sich bekanntlich hier abgelöst, aber merkwürdigerweise verläßt Einen beim ersten Blicke auf das Haus der Glaube an mehrfachen Besuch des eigentlichen Bürgers und vielnamigen Publicums.

Anders beim Schillerhause.

Dieses ist im einfachsten bürgerlichen Stile erbaut; es ist sorgfältig hellgelb angestrichen und die frischgrünen Fensterladen helfen den freundlichen Anblick des ganzen Hauses vollenden. Trotzdem das Haus um mehr als die Hälfte kleiner ist als

das Goethehaus, ſo macht es doch den anheimelnden Eindruck, daß mindeſtens zwei bürgerliche Familien hier vollkommen Platz haben; und dies iſt gegenwärtig auch wirklich der Fall, obgleich die Zimmer des zweiten Stockwerks, einſt Schiller's beſondere Gelaſſe, unbewohnt und der Erinnerung aufbewahrt bleiben. Während Goethe's Haus, auch darin etwas vornehmlich, blos Freitags von 9 — 12 Uhr von Jedermann beſucht werden kann, ſteht das Schillerhaus an allen Wochentagen und zu jeder Tageszeit den Beſuchern bereitwillig offen. An Goethe's Hauſe kündigt keine Inſchrift an, daß hier der große Dichter einſt gewohnt, über der Thür des Schillerhauſes dagegen iſt eine kleine Steinplatte angebracht, welche in ſchwarzen lateiniſchen Buchſtaben die Inſchrift enthält:

Hier wohnte Schiller.

Der Eintritt in das Schillerhaus geſchieht auf ebenem Boden; es behält auch hierin ſeinen ſchlichten bürgerlichen Charakter. Ich habe nur einmal geſehen, daß eine einfache Kutſche vor Schiller's Hauſe hielt; die Beſucher deſſelben kommen faſt alle zu Fuß, ſie ſind dafür auch zahlreicher als im Goethehauſe.

Bevor man das Schillerhaus betritt, verweilt man gern eine Weile betrachtend vor dem kleinen Schaufenſter, welches ſich links neben der Hausthür befindet.

Es enthält Gypsfiguren aller Art, darunter natürlich die verehrten Geſtalten Schiller's und Goethe's nicht fehlen dürfen. Den rechten Pfeiler des Schaufenſters ſchmücken kleine hübſche Abbildungen von denkwürdigen Gegenſtänden Weimars, wie Schiller's und Goethe's Arbeitszimmer, die Fürſtengruft, Goethe's Gartenhaus u. ſ. w.

Tritt man nun durch die Thür des Hauſes, ſo hat man links den Vorrathsladen der Gypsfiguren, rechts die Wohnung des Hausaufſehers. Hier wohnte einſt der Diener Schiller's, der zugleich als deſſen Schreiber verwendet wurde. Gerade vor

ſich eröffnet ſich dem Eintretenden durch eine Flurthür der Blick in den kleinen Hausgarten des Dichters, wo er in einer Laube gern zu ruhen, bisweilen auch zu arbeiten pflegte. Eine Gypsbüſte Schiller's bezeichnet die geweihte Stelle, friſches Grün von wilden Reben beſchattet ſie. Gleich rechts am Eingange in den Garten befand ſich die kleine Kegelbahn für Schiller's Kinder. Von der Hausflur führt eine Treppe nach dem erſten Stock des Gebäudes. Die Zimmer dieſes Stockes waren einſt die Wohnzimmer von Schiller's Familie und ſind gegenwärtig vermiethet, während die Erkerzimmer darüber, welche Schiller's beſondere Wohnung bildeten, der Erinnerung aufbewahrt bleiben und alſo nicht bewohnt werden dürfen. Sie ſind auch die verehrten Tempelräume, nach welchen Fremde und Einheimiſche ohne Aufenthalt wandern. Beim Eintritt in das erſte Zimmer iſt man etwas überraſcht, daſſelbe zum Theil zur Aufbewahrung von Gypsabgüſſen und Verkaufsgegenſtänden (kleinen Bildern) benutzt zu ſehen; allein man eilt dem anſtoßenden Zimmer links zu, welches beim erſten Blicke zeigt, mit welcher Weihe und Verehrung man beſtrebt geweſen, dieſe Räume ſinnig auszuſchmücken. Das Zimmer iſt blaßblau und mit Geſchmack gemalt; um die Decke ſind nach Zwiſchenräumen Sinnbilder auf Schiller's Werke und die Kunſt überhaupt angebracht; an der Rückwand des Zimmers ſtehen rechts und links die Statuen der Klio und Polyhymnia, zwiſchen beiden Schiller's Büſte von Dannecker. Sie iſt ſeit dem 9. Mai 1855, dem funfzigjährigen Todestage des Dichters, mit einem friſchen Lorberkranze geſchmückt und von Epheuranken umrahmt. Der Büſte gegenüber an der Vorderwand des Zimmers ſteht zwiſchen den beiden Fenſtern auf einem Tiſche ein kleiner Glasſchrank mit verſchiedenen Ausgaben von Schiller's Werken, vor dem Glasſchranke ſteht Profeſſor Rauch's Modell zur Goethe-Schillerſtatue; hier iſt

auch die Stelle für Rietschel's Modell zur Goethe-Schiller-statue in Weimar. Der Blick des Fremden hat kaum gewartet, bis er diese Denkwürdigkeiten besehen, um auch einen Blick auf den schöngestickten Fußteppich zu werfen, welcher den Boden des ganzen Zimmers bedeckt; er rührt von kunstsinnigen Händen weimarischer Frauen her. Die mit Sinnbildern und Wappen geschmückten Sesselüberzüge stammen von den Frauen verschiedener weimarischer Städte. So sehr nun dieses Zimmer der zartesten Verehrung seine Ausschmückung verdankt, so war es andererseits wieder eine heilige Achtung für das Andenken des großen Dichters, daß man dem anstoßenden Arbeitszimmer desselben ganz das einfache Aussehen ließ, in welchem man es zu Schiller's Zeiten fand. Ach, und welche Einfachheit! So wenig Glanz, Aufwand und Bequemlichkeit bedurfte der Dichter in der Werkstätte seines Geistes, aus welcher soviel Großes und Glanzvolles der Dichtung hervorging! Das Zimmer ist klein; es hat zwei Fenster nach der Straße und ist ganz wie zu Schiller's Zeiten hellgrün tapezirt. Gleich beim Eintritt rechts befindet sich ein Tischchen mit Medaillons von Goethe, Schiller und Wieland; einen Schritt weiter ist ein Wandschrank, welcher außer der Sammlung Schiller'scher Werke in mehrfachen Ausgaben und Uebersetzungen auch allerlei Denkwürdigkeiten enthält: wie einen Abguß von Schiller's Schädel, Karl August's Todtenmaske, Goethe's hölzernes Tintenfaß, eine Weste Schiller's u. dergl. In der Nähe des Wandschranks befindet sich der Schreibtisch des Dichters, über welchen er einst an Körner in Dresden berichtete: „daß er ihn zwei Karolin gekostet!" Das Möbel ist von ziemlichem Umfang, sonst aber höchst unscheinbar. Rechts und links hat es Zugfächer und man erwehrt sich eines Lächelns, aber auch einer tiefen Wehmuth kaum, wenn man die obersten Fächer herauszieht und rechts — ein Da-

menbret, links — ein Bret zum „Zwickmühlfahren" erblickt. Man erinnert ſich ſchmerzlich des bruſtkranken raſtlos thätigen Mannes, der in ſeinen letzten Jahren kaum mehr vom Schreibtiſche kommt und ſich gezwungen ſieht, eine und die andere ſeiner ſpärlichen Zerſtreuungen gleich auch an ſeinen Schreibtiſch zu feſſeln. Mit wahrem Schrecken hörte ich auch erzählen, Schiller habe, da er gerade Nachts ſehr viel arbeitete, ſtets ein Geſchirr mit kaltem Waſſer unter dem Tiſche gehabt, worein er die Füße ſtellte, während er ſtarken Kaffee trank; — ſo habe er ſich am beſten wach und rüſtig bei der Arbeit erhalten! Von Intereſſe iſt es zu hören, daß Schiller ſelbſt dem Tiſchlermeiſter eine Erfindung beim Verfertigen des Tiſches angab; dieſe Erfindung beſtand darin, daß mittels einer kleinen Winde der Mittelttheil der Tiſchplatte gehoben und ſo für jede Veränderung in der Lage zum Schreiben oder auch als Leſepult zurecht gemacht werden kann. Die Erfindung war gerade für Schiller ſehr zweckmäßig, da er leider ſonſt die unglückſelige Gewohnheit hatte, vorgebeugt, ja faſt auf der Bruſt liegend zu ſchreiben. Aus Eckermann's „Geſprächen mit Goethe" wiſſen wir, daß Schiller in einem der Zugfächer des Schreibtiſches faule Aepfel zu haben pflegte, deren Geruch auf ſeine Nerven, wie er ſagte, wohlthätig wirkte, während Goethe einmal, da er ſich neben das halb offene Schubfach ſetzte, von dem faulen Geruche faſt ohnmächtig wurde. Auf dem Schreibtiſche liegen außer dem großen Fremdenbuche einige ſehr intereſſante Reliquien. Fürs erſte ein von Schiller's eigener Hand geſchriebener Theaterzettel zur erſten Aufführung des „Wilhelm Tell"; die Beſetzung des Perſonals iſt rechts mit Bleiſtift beigefügt; ferner ein Brief von Schiller an den damaligen Hofſchauſpieler Graff, dem er für die ausgezeichnete Darſtellung des Wallenſtein Dank ſagt, und endlich jenes bekannte Schreiben Schiller's an ſeine Schweſter Chriſtophine, worin er

gleich nach seiner Flucht seine ganze Lage in rührender Weise auseinandersetzt. Man betrachtet diese mit erblassender Tinte kräftig und schwungvoll geführten Schriftzüge mit Lust und Wehmuth. Adolf Henze hat in seiner Handschriftenbeurtheilung ebenso eigenthümlich als gut geurtheilt, indem er von Schiller's Handschrift sagt: „Edle und ideale, feurige und fesselloſe Züge — auf den Bergen wohnt die Freiheit!" Die wahre Liebe rastet bekanntlich nie; und so darf es auch nicht wundern, wenn im stillen Tempel des Schillerzimmers von Zeit zu Zeit ein neues Zeichen der Verehrung niedergelegt wird. So findet man auf Schiller's Schreibtische gegenwärtig auch drei Haarlocken unter Glas, von den ehrwürdigen Häuptern Schiller's, Goethe's und Karl August's; die Spenderin dieses Geschenks ist die Hofräthin Riemer in Weimar.

Durch die Betrachtung des Schreibtisches sind wir einer der denkwürdigsten Stellen des Zimmers nahegekommen, wir wenden uns links und stehen vor der Bettstelle, in welcher Schiller am 9. Mai 1805 aus diesem Leben geschieden ist. Auch sie ist seit dem 9. Mai 1855, als dem funfzigjährigen Sterbetage Schiller's, einfach geschmückt. Weimar hat bekanntlich an diesem Tage jede öffentliche Feier unterlassen, im Theater wurde nur „Don Carlos" aufgeführt; dies wollte vielen Verehrern Schiller's nicht genügen und so kam es auch, daß an diesem Tage einige Frauen mit Immergrün und Kränzen in den Händen, mit Bewegung im Herzen, im Schillerhause erschienen und auf eigenen Antrieb eine kleine Feier veranstalteten. Ein achtenswerther, seit 1854 hier lebender Prediger sprach an der Spitze der Frauen warme Erinnerungsworte, Schiller's Büste wurde sodann bekränzt und die Sterbe-Bettstelle geschmückt; die Erinnerungsworte, welche gesprochen wurden, sind daselbst abschriftlich zurückgelassen. Außer diesen neuern Gaben befindet sich zu Häupten

der Bettſtelle das Bildniß Schiller's von Jagemann in Sepia nach der Leiche gezeichnet; an der Wand über dem Bette eine zweite Zeichnung des Schiller'ſchen Kopfes von Jagemann, welche Schiller aus ſeinen jugendlichern Jahren und ziemlich verſchieden von den gewöhnlichen Auffaſſungen darſtellt. Unter dieſem Bilde befindet ſich in Einen Rahmen zuſammengefaßt eine Sammlung von Denkmünzen mit den Porträts von Karl Auguſt, Guſtav Adolf, Herzogin Amalie, Bernhard von Weimar, Miniſter Voigt, Wieland und Dalberg; an der zweiten Wand oberhalb des Bettes hängt ein kleines Porträt Schiller's, bekränzt und in Glas und Rahmen, darüber eine italieniſche Landſchaft, geſtochen und colorirt. Erwähnen wir noch eines kleinen Tiſches neben dem Bette, ſowie der Mundtaſſe, des Waſchbeckens und der Tabacksdoſe Schiller's, die ſich auf dem Tiſche befinden, ſo haben wir Alles aufgezählt, was dieſen denkwürdigen Theil des Zimmers ſchmückt. Man kann ſich von demſelben kaum trennen, ohne der erſchütternden Momente aus Schiller's letzten Stunden zu gedenken.

Neben dem zuletzt genannten Tiſche führt eine Thür nach dem gewöhnlichen Schlafcabinet Schiller's, einem wahrhaft winzigen Dachſtübchen, von dem man kaum begreift, wie der große Mann ohne Beängſtigung mehre Stunden hier habe ſchlafen können. Dieſen Eindruck macht das Stübchen, trotzdem es jetzt leer iſt und alſo noch um Vieles geräumiger ausſieht. Solange Schiller in dieſem kleinen Raume ſchlief, hatte die Bettſtelle keine Füße, ſie lag platt auf dem Boden. Denn Schiller liebte es nicht, ins Bett zu ſteigen; er ſtreckte ſich nur ſo hin, wohl wiſſend, daß ſeines Bleibens auch in der Nacht nicht lange war. „Im Traume, oder wenn er wachend ruhte", bemerkt Guſtav Kühne*), „fiel ihm oft ein

*) „Gedenkbuch an Friedrich Schiller, herausgegeben vom Schillerverein in Leipzig am 9. Mai 1855", S. 18.

Gedanke von Bedeutung ein, den er noch mit der Wirksamkeit der frischen Empfängniß zu Papier bringen mußte. Jede starke Körperbewegung verscheuchte ihm aber den Gedanken, den ihm die Muse wie einen Nachtkuß auf die heiße Stirn gehaucht. Er schob sich vom niedrigen Lager rasch in die Höhe; Licht und Material waren bei der Hand, und wenn das Geheimniß dem Griffel anvertraut war, bog er sich wieder still zurück auf sein Ruhebett. Am Morgen stand es dann da wie ein riesenhafter Traumgedanke aus einer dem Leben entzogenen Welt des Ideals, und er machte sich an das mühsame Geschäft, gleich in die nächste Arbeit, welche ihm vorlag, die der Nacht abgelauschte Offenbarung irgendwo und wie einzupassen. Daher in seinen Dramen die mancherlei metaphysischen Einschiebsel einer überwachen Geistesregung..."

Doch wir kehren in die Studirstube Schiller's zurück. Gleich rechts an der Wand steht das winzige Klavier, ein Spinett, wie man es jetzt etwa bei dem Schulmeister eines von aller Welt abliegenden armen Gebirgsdörfchens suchen würde. Auf dem Spinett ruht die Guitarre, auf welcher sich Schiller von seiner Frau gern in einsamer Ruhestunde vorspielen ließ. An der Wand über dem Klavier hängen rechts und links zwei eigenhändige Zeichnungen, welche mit derben Dilettantenzügen Schiller's Haus in Weimar und sein Gartenhaus in Jena darstellen. Zwischen den beiden Bleistiftzeichnungen hängt ein kleiner Spiegel aus Schiller's Tagen und darüber ein gewöhnlicher colorirter Kupferstich, eine italienische Landschaft darstellend. Somit sind wir in unserer Betrachtung wieder bis an den Haupteingang zurückgekommen und werfen noch einmal einen übersichtlichen Blick durch das Zimmer. Wir bemerken dabei noch über den Fenstern jene karmoisinrothen Vorhänge, welche Schiller als für seine Augen sehr wohlthätige Fensterzierden liebte. Von Möbeln befinden sich außer

den genannten noch einige Seſſel von gewöhnlichem Holze im Zimmer, die mit ungefärbtem Leder überzogen ſind; einen kleinen Tiſch, der nicht weit vom Eingange in das Zimmer ſteht, haben wir bisher deshalb unerwähnt gelaſſen, weil er uns ſchließlich etwas länger beſchäftigen wird.

Auf dieſem Tiſche befindet ſich nämlich das „Schilleralbum" (in zwei Bänden) prachtvoll gebunden und mit dem Bruſtbilde Schiller's aus Elfenbein geſchmückt; das Bruſtbild iſt von Fräulein Angelika Facius, Bildhauerin in Weimar, ein ſchön gezeichnetes Titelblatt dagegen vom Maler Sigmund Thon. Die Buchhändler Janſen und Voigt haben das Album geſtiftet und ließen vor mehren Jahren gegen tauſend Albumblätter von hier aus durch ganz Deutſchland zum Zwecke von Einzeichnungen verſenden. Infolge deſſen ſind etwa zweihundert Blätter mit Namen von bedeutenden Autoritäten zurückgekommen. Viele von den Aufzeichnungen des Albums wären auch von allgemeinerm Intereſſe; da es indeſſen nicht erlaubt iſt, dieſelben ganz mitzutheilen, ſo wollen wir uns begnügen, eine kurze Charakteriſtik derſelben zu geben.

Im Allgemeinen iſt natürlich viel von Begeiſterung und Verehrung für den großen Dichter die Rede, und zwar in Proſa und Verſen; Schiller wird ein „Lehrer und Freund" der Menſchen genannt; an ſeinen Namen knüpfen ſich alle Ideen von „Fortſchritt, Glaubens- und Gewiſſensfreiheit wie Geſinnungstüchtigkeit"; hier nöthigt Schiller's Angedenken dem Einen das Bekenntniß ab: „Mein Glaube iſt die Schönheit"; dort wieder heißt es: „Schiller iſt der Saulus und Paulus der deutſchen Dichtung, in ihm vermählen ſich Heidenthum und Chriſtenthum." Es läßt ſich denken, daß aus Schiller's eigenen Werken häufig beziehungsvolle Stellen aufgeführt werden. „Ehret die Frauen", oder „Eine lebendige Welt ewiger Bildungen", oder: „Der Menſch iſt frei geboren, iſt frei" u. ſ. w.

durften nicht fehlen. Auch Schiller's Form wird öfter nachgeahmt und die „Drei Worte inhaltſchwer" z. B. werden zu „drei Blicken", nämlich rückwärts auf ſein Leben, in ſich und auf Gott. Zu bemerken iſt, daß die Blätter im Jahre 1848 verſendet waren und alſo meiſtens noch ſtarke Spuren jener gewaltigen Bewegung an ſich tragen. Und ſo heißt es denn auch gleich hier auf einem Blatte: „Der gegenwärtige Kampf iſt ein heiliger Kampf"; eine ſehr hochgeſtellte Perſon bemerkt: „was Poſa zu Philipp vergebens geſagt, ſei in manches Fürſten Herz gedrungen"; der Kaiſerdeputation nach Berlin wird (aus dem „Lager Wallenſtein's") zugerufen:

Es ſteht keine Krone ſo feſt, ſo hoch,
Der muthige Springer erreicht ſie doch!

Ein beliebter Luſtſpieldichter aus Wien ſchreibt, daß „die deutſche Literatur von Luther und Hutten bis Goethe, Schiller und Börne das wahre Vorparlament der Deutſchen geweſen"; ein anderer bekannter Luſtſpieldichter aus Köln weiſt Schiller einen großen Theil des Verdienſtes an der Bewegung jenes vielgenannten Jahres zu. Dagegen thut der liebenswürdige Geiſterſeher und Nachbar der „Weibertreue" in Schwaben ſehr kleinlaut über „das Unglück" des Jahres 1848, und ein oftgenannter ſüddeutſcher Märzminiſter findet ſich ſchon am 11. März 1849 zu dem Bekenntniſſe veranlaßt:

Die Freiheit lebt nur in dem Reich der Träume
Und alles Schöne lebt nur im Geſang.

Eine preußiſche, nun geſtorbene Autorität, die in Erfurt die Spitze ihres Anſehens erreichte, ſchreibt vom frankfurter Parlamente aus:

Innerlich Freiheit, äußerlich Maß in Allem und Schranke.
Das iſt des Lebens Geſetz, wie zu dem Menſchen es ſpricht.

Mitten unter den begeiſternden Lobſprüchen über die erhabenen Tendenzen in Schiller's Werken nimmt es ſich etwas wunderlich aus, wenn ein ſehr bekannter Geſchichtſchreiber von der Spree bemerkt: „Jede patriotiſche, politiſche, ſittenbeſſernde, belehrende Dichtkunſt ſtürzt aus den wolkenloſen Höhen des Parnaſſes"; welchen Worten ſich die Verſe des alten Arndt ziemlich ſcharf widerſetzen, indem ſie es ſehr löblich finden, daß Schiller den deutſchen Herzen ſo viele „prometheiſche Flammen zugetragen". Wie ein maßvoller Weiſer ſpricht daneben ein berühmter Orientreiſender aus München, indem er bemerkt: „es müſſe nicht Aufgabe ſein, die höhern Volksclaſſen herabzudrücken, ſondern die niedern menſchlich emporzuheben." Auch hört es ſich artig an, wenn ein evangeliſcher Biſchof bemerkt: „Schiller ſei nur darum ſeinen Deutſchen der Liebſte, weil er ihnen ſo ganz der Rechte ſei." Es würde uns offenbar zu weit führen, wollten wir fortfahren, die vielen trefflichen und wohlgemeinten Sinnſchriften des Schilleralbums zu charakteriſiren; wir wollen uns begnügen, nur noch einige allgemeine Bemerkungen hier folgen zu laſſen. Es hat uns gefreut auch hier wie in Marbach ganze Gelehrtencorporationen im Album aufgeführt zu ſehen, z. B. die geſammte philoſophiſche Facultät von Tübingen. Daß eine Reihe der erſten Prieſter und Prieſterinnen der Schauſpielkunſt im Schilleralbum nicht fehlen dürfen, verſteht ſich von ſelbſt, und ſo leſen wir denn auch Namen wie: Emil Devrient, Deſſoir, Döring, Grunert, Sophie Schröder, Franziska Berg u. ſ. w. eingezeichnet; ſie Alle wetteifern in Liebe und Bewunderung für den großen Dichter. Gerührt haben uns einige mit zitternder Hand geſchriebene Zeilen jenes weimariſchen Hofſchauſpielers Graff, dem Schiller nach der erſten Aufführung des „Wallenſtein" durch einen eigenhändigen Brief dankte für die treffliche Darſtellung der Titelrolle: Graff ſchreibt: „Im Hochgefühle, ſeinen

verehrten Schiller jenſeits wiederzufinden, ſieht der achtzigjährige Greis, welcher ehemals ſein Schüler, um ſo freudiger ſeinem nahen Ende entgegen." Aber auch andere Künſte ſind gekommen, um dem Meiſter der Dichtung ihre Huldigung zu bringen. Das Album enthält eine ziemliche Anzahl von Zeichnungen. Sie ſtellen zum Theil Scenen aus Schiller's Werken oder ſonſt Gegenſtände dar, welche auf den Dichter Bezug haben. Zahlreich haben die Muſiker ſich eingeſtellt, die größtentheils Stellen aus Schiller's Werken componirten. Das Album enthält aber außerdem noch manche anziehende Gabe. So hat Schiller's Sohn Karl einige Haare von ſeines Vaters Haupt dem einen Blatte beigefügt; Emilie von Gleichen-Rußwurm (geborene von Schiller) ſpendete ein noch ungedrucktes Sonett ihrer Mutter, der Geh. Hofrath Helbig ein Billet Schiller's an den Miniſter Voigt. Schließlich haben wir noch zwei Einzeichnungen von beſonderm Intereſſe zu erwähnen. Wilhelm Schumann, penſionirter Landkaſſencalculator, ſchreibt als Greis von 83 Jahren, daß er bei Schiller Schreiberdienſte gethan, unter Anderm den „Geiſterſeher" abgeſchrieben und Schiller's letzte Dramen oft mehrmals copirt habe. Dabei erwähnt er, daß er nie vor 12 Uhr Vormittags bei dem Dichter erſcheinen durfte, da dieſer ſehr ſpät erwachte und aufſtand. Der fürſtlich reußiſche Landesdirector Rath J. Chr. Friedrich Mayer, 70 Jahre alt, erzählt, er ſei zwölf Jahre ſpäter als Schiller in die Karlsſchule zu Stuttgart gekommen; damals habe man noch Schiller's Bett und ein Stück Garten gezeigt, welches Schiller einſt ſelbſt gepflegt und deshalb den Namen „Schillergarten" erhalten hatte. „Als Schiller 1793", fährt der Erzähler fort, „die Akademie beſuchte, war ich Zeuge von dem Enthuſiasmus, mit dem Schiller von 400 Schülern im Speiſeſaal begrüßt wurde. Vor jeder Tafel, mit 50 Gedecken jede, unter Begleitung des Oberſten und Intendanten der

Akademie und seiner Offiziere anhaltend, empfing er mit Huld und sichtbarer Rührung unser lautes klingendes Hoch. Nach Tische blieb er noch lange, besuchte sein Gärtchen und sah die körperlichen Uebungen der Schüler..."

Doch genug über den reichen Inhalt dieses Albums; er wird hoffentlich einmal unverkürzt dem Publicum mitgetheilt werden.

In dem Winter 1854—55 trat eines Tages ein junger Fremder in das Schillerhaus und fragte: „ob hier Schiller wohne und ob er zu Hause sei?" Man erwiderte ihm: Schiller habe allerdings einmal hier gewohnt, sei aber leider seit vielen Jahren todt. „So? Todt? Wirklich todt?" sagte der Fremde betroffen — und bat nun wenigstens die Wohnung des Dichters sehen zu dürfen. Dieser seltsame Vorfall mag als Symbolum der ewigen Jugend Schiller'scher Dichtungen gelten, welche das empfängliche Gemüth stets mit solcher Frische ergreifen, daß man unwillkürlich die lebendige Empfindung auch auf die Person des Dichters überträgt und sie kaum anders als in voller Kraft des Lebens vor Augen haben kann.

Und so wollen auch wir den großen Dichter wieder eine Weile unter die Lebenden versetzen und ein Stück seines Erdenwandels, von der Zeit an, wo er das eben geschilderte Haus gekauft, bis zum Tage seines Todes an uns vorübergehen lassen.

Das Haus in Weimar kaufte Schiller im Februar 1802 von einem Engländer Namens Mellish. Er bezog es aber erst am 29. April desselben Jahres, wobei es ein trauriger Zufall fügte, daß ihm gerade an demselben Tage seine theure Mutter in Kleversulzbach starb. Wie sehr ihn dieser Verlust

bewegte, erfahren wir aus einem Briefe an seine Schwester, Frau Reinwald, worin es unter Anderm heißt: „O liebe Schwester, so sind uns nun beide liebende Aeltern entschlafen und dieses älteste Band, das uns ans Leben fesselte, ist zerrissen! Es macht mich sehr traurig und ich fühle mich in der That verödet, ob ich gleich mich von geliebten und liebenden Wesen umgeben sehe und euch, ihr guten Schwestern, noch habe, zu denen ich in Kummer und Freude fliehen kann. O laß uns, da wir Drei nun allein noch von dem älterlichen Hause übrig sind, desto näher aneinanderschließen!"

Schiller's schöpferische Thätigkeit in dem neuen Hause begann bedeutend genug; denn er fing nicht nur an, „Die Braut von Messina" rüstig auszuführen, sondern er betrieb auch mit seinem gewohnten Eifer die Vorarbeiten zum „Wilhelm Tell".

Da diese beiden Dichtungen bis zu seinem Tode die hervorragendsten Arbeiten des Dichters geblieben sind, so dürfte es am zweckmäßigsten sein, diejenigen Stellen aus seinen meist an Körner gerichteten Briefen anzuführen, welche zeitweise ein Streiflicht auf die Genesis beider Dichtungen werfen.

Schon am 5. Oct. 1795 schrieb er mit Bezug auf „Die Braut von Messina":

„Wenn ich meinen Vorsatz mit dem Trauerspiele ausführe, wozu es jetzt den Anschein hat, werde ich Gelegenheit haben, in Chören die Macht der griechischen Silbenmaße zu versuchen."

Nicht weniger als sieben Jahre vergingen hierauf, bevor er der Ausführung seines Vorsatzes näherrückte. „Ein mächtigeres Interesse als Warbeck", schreibt er unterm 10. März 1802, „hat mich schon seit sechs Wochen beschäftigt und mit einer Kraft und Innigkeit angezogen, wie es mir lange nicht begegnet ist. Noch ist zwar der Moment der Hoffnung und der dunkeln Ahnung, aber er ist fruchtbar und vielversprechend und ich weiß, daß ich mich auf dem rechten Wege befinde."

Die weitere Entwickelung und Ausarbeitung des Stückes wird in folgenden Briefstellen angedeutet:

„Ich habe ein Sujet gefunden, aber es ist ein gewagtes Unternehmen.“ (17. März 1802.) — „Ich bin nicht ohne Succeß mit meinem Stück gewesen und habe noch bei keinem soviel gelernt als bei diesem. Es ist ein Ganzes, das ich leichter übersehe und auch leichter regiere; auch ist es eine dankbarere und erfreulichere Aufgabe, einen einfachen Stoff reich und gehaltvoll zu machen, als einen zu reichen und zu breiten Gegenstand einzuschränken.“ (18. Aug. 1802.) — „Es sind «Die feindlichen Brüder» oder, wie ich es nennen werde, «Die Braut von Messina». Ich griff unter den verschiedenen Stoffen zuerst nach ihm, weil ich mit dem Plane, der sehr einfach, am weitesten war, weil ich eines gewissen Stachels von Neuheit in der Form und einer solchen Form, die einen Schritt näher zur antiken Tragödie wäre, bedurfte, welches hier der Fall ist; weil ich endlich etwas wählen mußte, was nicht de longue haleine ist; weil ich nach der langen Pause nothwendig bedarf, wieder etwas fertig vor mir zu sehen.“ (9. Sept. 1802.)

„Ich habe seit sechs Wochen mit Eifer und Succeß, glaube ich, gearbeitet. Von der «Braut» sind 1500 Verse fertig. Die ganz neue Form hat mich verjüngt oder vielmehr das Antikere hat mich selbst alterthümlicher gemacht; denn die wahre Jugend ist doch in der alten Zeit.“ (15. Nov. 1802.)

„Für das Theater möchte es keine Speculation sein. Die Handlung wird zwar theatralisch genug, aber die Ausführung ist durchaus zu lyrisch für den gemeinen Zweck und, ich darf mit gutem Gewissen hinzusetzen, für das Talent gemeiner Schauspieler zu antik.“ (7. Jan. 1803.)

„Ich habe ein mißliches und nicht erfreuliches Geschäft,

nämlich die Ausfüllung der vielen zurückgelassenen Lücken in den vier ersten Acten, nun beendigt und sehe auf diese Weise wenigstens fünf Sechstheile des Ganzen fertig und säuberlich hinter mir und das letzte Sechstheil, welches sonst immer das wahre Festmahl der Tragödiendichter ist, gewinnt auch einen guten Fortgang. Es kommt dieser letzten Handlung sehr zustatten, daß ich das Begräbniß des Bruders von dem Selbstmord des andern ganz getrennt habe, daß dieser jenen Actus vorher rein beendigt als ein Geschäft, das er vollkommen abwartet, und erst nach Beendigung desselben, über dem Grabe des Bruders, geschieht die letzte Handlung, nämlich die Versuche des Chors, der Mutter und der Schwester den Don Cäsar zu erhalten, und ihr vereitelter Erfolg. So wird alle Verwirrung und vorzüglich alle bedenkliche Vermischung der theatralischen Ceremonie mit dem Ernst der Handlung vermieden." (28. Jan. 1805.)

„Mein Stück ist fertig. Ich habe mich in der Katastrophe viel kürzer gefaßt, als ich erst wollte, überwiegender Gründe wegen." (4. Febr.) — „Was die theatralische Repräsentation betrifft, so habe ich jetzt, nachdem ich das Stück in einer sehr gemischten Gesellschaft von Fürsten, Schauspielern, Damen und Schulmeistern mit großem und übereinstimmendem Effect producirt, etwas mehr Hoffnung, es sammt dem Chor auch auf die Bühne bringen zu können. Es ist nichts nöthig, als daß ich den Chor, ohne in den Worten das Geringste zu verändern, in fünf oder sechs Individuen auflöse, womit ich jetzt eben beschäftigt bin." (6. Febr. 1805.) — „Mein erster Versuch einer Tragödie in strenger Form mag zeigen, ob ich als Zeitgenosse des Sophokles auch einmal einen Preis davongetragen haben möchte. Ich habe es nicht vergessen, daß Humboldt mich den modernsten aller Dichter genannt und mich also im Gegensatz mit Allem, was antik heißt, gedacht

hat. Es soll mich also freuen, wenn ich ihm das Geständniß abzwingen könnte, daß ich auch diesen fremden Geist mir zu eigen machen könne. Ich will indeß nicht leugnen, daß mir, ohne eine größere Bekanntschaft, die ich indeß mit dem Aeschylus gemacht, diese Versetzung in die alte Zeit schwerer würde angekommen sein." (17. Febr. 1803.)

„In dem Chor hatte ich einen doppelten Charakter darzustellen, einen allgemeinen menschlichen nämlich, wenn er sich im Zustande ruhiger Reflexion befindet, und einen specifischen, wenn er in Leidenschaft geräth und zur handelnden Person wird. In der ersten Eigenschaft ist er gleichsam außer dem Stücke und bezieht sich mehr auf den Zuschauer. Er hat, als solcher, eine Ueberlegenheit über die handelnden Personen, aber blos diejenige, welche der Ruhige über den Leidenschaftlichen hat; er steht am sichern Ufer, wenn das Schiff mit den Wellen kämpft. In der zweiten Eigenschaft, als selbsthandelnde Person, soll er die ganze Blindheit, Beschränktheit, dumpfe Leidenschaftlichkeit der Masse darstellen, und so hilft er die Hauptfiguren herausheben. — Das Ideencostüm, das ich mir erlaubte, hat dadurch seine Rechtfertigung, daß die Handlung nach Messina versetzt ist, wo sich Christenthum, griechische Mythologie und Mohammedanismus wirklich begegnet und vermischt haben. Das Christenthum war zwar die Basis und die herrschende Religion, aber das griechische Fabelwesen wirkte noch in der Sprache, in den alten Denkmälern, in dem Anblick der Stadt selbst, welche von Griechen gegründet waren, lebendig fort, und der Märchenglaube sowie das Zauberwesen schloß sich an die maurische Religion an. Die Vermischung dieser drei Mythologien, die sonst den Charakter aufheben würden, wird also hier selbst zum Charakter. Auch ist sie vorzüglich in den Chor gelegt, welcher einheimisch und ein lebendiges Gefäß der Tradition ist." (10. März 1803.) —

„Die «Braut» iſt aufgeführt worden. Der Eindruck war bedeutend und ungewöhnlich ſtark; auch imponirte es dem jüngern Theil des Publicums ſo ſehr, daß man mir nach dem Stücke am Schauſpielhauſe ein Vivat brachte, welches man ſich ſonſt hier noch niemals herausnahm. Ueber den Chor und das vorwaltende Lyriſche in dem Stücke ſind die Stimmen natürlich ſehr getheilt, da doch ein großer Theil des ganzen deutſchen Publicums ſeine proſaiſchen Begriffe von dem Natürlichen in einem Dichterwerke nicht ablegen kann. Ich ſelbſt bekam in der Vorſtellung zum erſten male den Eindruck einer wahren Tragödie; der Chor hielt das Ganze trefflich zuſammen und ein hoher furchtbarer Ernſt waltete durch die ganze Handlung. Goethe iſt es auch ſo ergangen; er meint, der theatraliſche Boden wäre durch dieſe Erſcheinung zu etwas Höherm eingeweiht worden.“ (28. März 1803.)

„Ich habe jetzt auch eine Noth mit dem Stoffe anderer Art, denn da ich eben daran bin, über den tragiſchen Chor ein Wort zu ſagen, welches an der Spitze meiner «Braut» ſtehen ſoll, ſo drückt das ganze Theater mitſammt dem ganzen Zeitalter auf mich ein und ich weiß kaum wie ich es abfertigen ſoll. Uebrigens intereſſirt mich die Arbeit; ich will ſuchen etwas recht Ordentliches zu ſagen, um der Sache dadurch zu dienen.“ (24. Mai 1803.)

„«Die Braut von Meſſina» iſt geſtern (in Lauchſtädt) gegeben worden, bei ſehr vielen Zuſchauern, aber es war eine drückende Gewitterluft und ich habe mich weit hinweggewünſcht. Dabei erlebte ich den eigenen Zufall, daß während der Komödie ein ſchweres Gewitter ausbrach, wobei die Donnerſchläge und beſonders der Regen ſo heftig ſchallte, daß eine Stunde lang man faſt kein Wort der Schauſpieler verſtand und die Handlung nur aus der Pantomime errathen werden mußte. Es war eine Angſt unter den Schauſpielern und ich

glaubte jeden Augenblick, daß man den Vorhang würde fallen laſſen müſſen. Wenn ſehr heftige Blitze kamen, ſo flohen viele Frauenzimmer aus dem Hauſe heraus. Luſtig und fürchterlich zugleich war der Effect, wenn bei den gewaltigen Verwünſchungen des Himmels, welche die Iſabella im letzten Acte ausſpricht, der Donner einfiel, und gerade bei den Worten des Chores:

Wenn die Wolken gethürmt den Himmel ſchwärzen,
Wenn dumpftoſend der Donner hallt,
Da, da fühlen ſich alle Herzen
In des furchtbaren Schickſals Gewalt,

fiel der wirkliche Donner mit fürchterlichem Knallen ein, ſodaß Graff ex tempore eine Geſte dabei machte, die das ganze Publicum ergriff." (4. Juli 1803.) — Graff ſelbſt erzählt im Schilleralbum: „Es war eine beinahe fürchterliche Stille im Hauſe; man hörte keinen Athem und ſah nur todtbleiche Geſichter. Nach der Vorſtellung kam Schiller ſelbſt auf die Bühne und begrüßte jeden Schauſpieler auf das freundlichſte. Auch auf mich ging er zu und ſprach in einem liebreichen, etwas näſelnden Tone die Worte: «Diesmal kam Ihnen der Donner recht zupaſſe; ſchwerlich wird die Stelle jemals wieder mit dem Ausdruck geſprochen werden.»"

Ueber die Idee zum „Wilhelm Tell" und deren Ausführung ſtellen wir Folgendes aus Schiller's und Goethe's Briefen zuſammen.

Schon aus Stäfa vom 2. Oct. 1797 ſchreibt Goethe: „Zwiſchen allen proſaiſchen Stoffen hat ſich auch ein poetiſcher hervorgethan, der mir viel Zutrauen einflößt. Ich bin feſt überzeugt, daß die Fabel vom Tell ſich werde epiſch behandeln laſſen, und es würde dabei, wenn es mir, wie ich es verhabe, gelingt, der ſonderbare Fall eintreten, daß das

Märchen durch die Poeſie erſt zu ſeiner vollkommenen Wahrheit gelangte, anſtatt daß man ſonſt, um etwas zu leiſten, die Geſchichte zur Fabel machen muß. Das beſchränkte, höchſt bedeutende Local, auf dem die Begebenheit ſpielt, habe ich mir wieder recht vergegenwärtigt, ſowie ich die Charaktere, Sitten und Gebräuche der Menſchen in dieſen Gegenden, ſo gut als es in dieſer kurzen Zeit möglich, beobachtet habe, und es kommt nur auf gut Glück an, ob aus dem Unternehmen etwas werden kann."

Schiller erwidert: „Die Idee von dem Wilhelm Tell iſt ſehr glücklich. Aus der bedeutenden Enge des gegebenen Stoffes wird da alles geiſtreiche Leben hervorgehoben. Zugleich öffnet ſich aus dieſem ſchönen Stoffe wieder ein Blick in eine gewiſſe Weite des Menſchengeſchlechts, wie zwiſchen hohen Bergen eine Durchſicht in freie Fernen ſich aufthut." (30. Oct. 1797.)

Goethe überließ ſpäter den Stoff an Schiller, der ihn für das Drama brauchbar fand.

„Nach der «Braut» gehe ich an den «Warbeck» und unmittelbar nach dieſem an «Wilhelm Tell»", ſchreibt er den 9. Sept. 1802. — „Ich ſtudire bereits Aſchudi's «Schweizergeſchichte», die einen ſo treuherzigen, faſt Homeriſchen Geiſt hat, daß er Einen poetiſch zu ſtimmen im Stande iſt. Ob nun gleich der Tell einer dramatiſchen Behandlung nichts weniger als günſtig erſcheint, da die Handlung dem Orte und der Zeit nach ganz zerſtreut auseinanderliegt, da ſie großentheils eine Staatsaction iſt und, das Märchen mit dem Hut und Apfel ausgenommen*), der Darſtellung widerſtrebt, ſo habe

*) „Ich machte Schiller aufmerkſam, wie es komme, daß der Landvogt Geßler auf den Einfall geräth, Tell ſolle den Apfel von des Knaben Kopf ſchießen, und bemerkte, daß dies nicht gehörig mo-

ich doch bisjetzt so viel poetische Operationen damit vorgenommen, daß sie aus dem Historischen heraus und in das Poetische getreten ist. Die Säulen des Gebäudes stehen fest und ich hoffe einen soliden Bau zustande zu bringen."

„Der Stoff ist sehr widerstrebend und kostet mir große Mühe; da er aber sonst großen Reiz hat und sich durch seine Volksmäßigkeit so sehr zum Theater empfiehlt, so lasse ich mir die Arbeit nicht verdrießen, ihn endlich noch zu überwältigen. Für meinen «Tell» ist mir Shakspeare's «Julius Cäsar» von unschätzbarem Werthe; mein Schifflein wird dadurch gehoben. Es hat mich in die thätigste Stimmung versetzt." (18. Aug. 1803.)

„Ich möchte noch einige gute Schriften über die Schweiz kennen. Ich bin genöthigt viel zu lesen, weil das Locale an diesem Stoffe so viel bedeutet und ich möchte gern soviel möglich örtliche Motive nehmen. Wenn mir die Götter günstig sind, Das auszuführen, was ich im Kopfe habe, so soll es ein mächtiges Ding werden und die Bühnen von Deutschland erschüttern." (12. Sept. 1803.) — „Ich denke damit den Leuten den Kopf wieder warm zu machen. Sie sind auf solche Volksgegenstände ganz verteufelt erpicht und jetzt besonders ist von der schweizerischen Freiheit desto mehr die Rede, weil sie aus der Welt verschwunden ist." (27. Sept. 1803.)

„Ich rücke nicht schnell fort, weil ich mich mit dem historischen und geographischen Theil meines Stoffes erst befremden muß." (10. Oct. 1803.)

„Jetzt bin ich ziemlich in meinem Stücke. Es ist von

---

tirirt sei. Schiller war hierüber etwas unwillig, allein ungefähr den dritten Tag brachte er die Scene mit dem Knaben des Tell, der behauptet, sein Vater könne mit dem Pfeil jeden Apfel vom Baume schießen. «Sehen Sie, Freund, jetzt ist eine Veranlassung dazu.»"

„Goethe's Briefwechsel mit Rath Grüner" (Leipzig 1853).

der Idee zur Ausführung eine ſolche Kluft, daß man wie eine arme Seele im Fegefeuer leidet, bis man den Berg erſtiegen hat." (7. Nov. 1803.)

„Er fängt doch endlich an etwas zu werden, aber da man mich von Berlin aus drängt und treibt und mich alſo ewig an den Drachen erinnert, der das Werk, ſowie es warm aus der Feder kommt, freſſen und verſchlingen wird, ſo macht mir das doch auch keinen guten Muth." (14. Dec. 1803.)

„Der «Wilhelm Tell» iſt vollendet und ich bin damit keine geringe Noth los." (7. Febr. 1804.) — „Ich habe drei neue Weiber darin creirt, um die drei noch übrigen Schauſpielerinnen (bei dem Theater in Weimar) mit Antheil in das Stück hineinzuziehen, weil ſie nicht gern Statiſten machen." (10. März 1804.) — „Er iſt vor drei Tagen hier (in Weimar) geſpielt worden und mit dem größten Succeß, wie noch keines meiner Stücke." (20. März 1804.) — „Ich fühle, daß ich nach und nach des Theatraliſchen mächtig werde." (12. April 1804.)

So wären wir alſo in Kürze und auf die beſte Weiſe an der Hand Schiller's ſelbſt in die poetiſche Werkſtätte zweier ſo großartiger Dichtungen geführt worden und hätten Freude und Leid des ſchaffenden Meiſters erfahren.

Aber ſo mächtig auch dieſe großen Schöpfungen Schiller's Zeit und Gemüth in Anſpruch nahmen, ſo war es doch dem raſtlos geſchäftigen Geiſte damit nicht genug gethan. Er ſetzte, wie früher, Lectüre und Studien fort und erſchien täglich klarer, umfaſſender, gewaltiger an Kenntniſſen und Charakter; jede Raſt von eigenen Productionen ergab andere dankenswerthe Arbeiten. So entſtanden die Bearbeitungen franzöſiſcher Luſtſpiele von Picard unter den Titeln: „Der Paraſit oder die Kunſt ſein Glück zu machen" und „Der Neffe als Onkel"; ſpäter die Ueberſetzung der „Phädra" von Racine.

Schiller hatte nach Beendigung des „Wallenſtein“ mit Unbehagen die Leere empfunden, welche einem productiven Geiſte entſteht, wenn ein größeres Werk vollendet und ein neues noch nicht in der Entwickelung iſt; er ließ es daher nicht mehr darauf ankommen, daß ihm ein ſolcher Zuſtand unbequem werde; außer der Idee zu einem dramatiſchen Gemälde: „Die pariſer Polizei“ und „Die Kinder des Hauſes“, war er in der letzten Zeit ſeines Lebens auch vorübergehend mit „Warbeck“, anhaltender aber mit dem Entwurf und der theilweiſen Ausarbeitung des „Demetrius“ beſchäftigt. Eine Aeußerung, welche Schiller in Bezug auf dieſes letztere Stück gegen Karoline von Wolzogen gethan, iſt bemerkenswerth. „Ich hätte eine ſehr paſſende Gelegenheit“, ſagte er eines Abends, „in der Perſon des jungen Romanow, der eine edle Rolle im «Demetrius» ſpielt, der Kaiſerfamilie (von Rußland) viel Schönes zu ſagen.“ Am folgenden Tage ſagte er: „Nein, ich thue es nicht; die Dichtung muß ganz rein bleiben.“

Da wir Schiller's geiſtige Thätigkeit mit Recht in den Vordergrund ſtellen, ſo wollen wir gleich hier auch der ſchönen lyriſchen Schöpfungen gedenken, welche während der letzten Lebensjahre des Dichters in dem eben geſchilderten Hauſe entſtanden ſind; es ſind folgende: „Thekla, eine Geiſterſtimme“; „Das Siegesfeſt“; „Punſchlied“; „Punſchlied im Norden zu ſingen“; „Der Pilgrim“; „Der Jüngling am Bache“; „Der Graf von Habsburg“; „Berglied“; „Der Alpenjäger“; „Wilhelm Tell“ (Stanzen); „Die Huldigung der Künſte“.

Unter den proſaiſchen Aufſätzen Schiller's aus jener Zeit müſſen noch die „Vorerinnerung zur Braut von Meſſina“ und ſeine „Vorerinnerung zum zweiten Band der Gedichte“ erwähnt werden.

Einer ſehr anſtrengenden Thätigkeit unterzog ſich der Dichter durch ſeine Theatergeſchäfte. Wie er eine halbe Hingabe

an eine Arbeit überhaupt nicht kannte, ſo widmete er ſich auch, mehr noch als Goethe, den Verbeſſerungen des Theaterweſens; die Leſeproben und die Inſcenirungen der Stücke wurden auf die durchgreifendſte Weiſe bewerkſtelligt.

Was nun die äußern Vorfälle von einiger Bedeutung anbelangt, ſo ſind ſie während dieſer letzten Lebensjahre des Dichters nicht eben zahlreich.

Einige Monate nach dem Einzug in ſein neues Haus wurde Schiller vom Herzog von Weimar in den Adelſtand erhoben. Obwol ihm jede neue Gunſt des ausgezeichneten Herrn erfreulich war, „ſo furchten doch einige Bedenken ſeine Stirn"; indeſſen wußte er der Sache eine erträglichere Seite abzugewinnen und er ſchrieb: „Da es geſchehen iſt, ſo kann ich es um der Lolo (Charlotte) und der Kinder willen mir auch gefallen laſſen."

„Keiner ſeiner Freunde ſah hierin ein Abweichen von der ſchlichten Sinnesart, in der er bisjetzt, anſpruchslos an alle Aeußerlichkeiten des Lebens, gewandelt", ſchreibt Karoline von Wolzogen.

Im September des folgenden Jahres zeigte ihm ein anderer Vorfall, bis wohin ſein Name mit Auszeichnung gedrungen ſei. Der König von Schweden, deſſen Schickſal eine unglückliche Wendung genommen, kam in dieſer Zeit durch Weimar, beſuchte Schiller und machte ihm als Zeichen ſeiner Zufriedenheit mit der „Geſchichte des Dreißigjährigen Krieges", die der ſchwediſchen Nation ſo rühmlich wäre, einen Brillantring zum Geſchenk. Es war „der erſte Vogel dieſer Art, der ihm ins Haus geflogen kam", und Schiller ſchrieb hierüber an Wolzogen:

„Wir Poeten ſind ſelten ſo glücklich, daß die Könige uns leſen, und noch ſeltener geſchieht's, daß ſich ihre Diamanten zu uns verirren. Ihr Herren Staats- und Geſchäftsleute habt

eine größere Affinität zu diesen Kostbarkeiten; aber unser Reich ist nicht von dieser Welt."

Ein Besuch und Verkehr anderer Art erregte ihm einestheils großes Interesse, anderntheils auch wieder viel Ach und Weh: nämlich das öftere Zusammentreffen mit der Frau von Staël, diesem „gebildetsten und geistreichsten, aber auch beweglichsten und redseligsten weiblichen Wesen".

Am 18. Dec. 1803 starb Herder, von Schiller und Goethe betrauert. Die beiden Dichterheroen dachten nicht daran, daß einer von ihnen selbst dem verehrten Todten so bald folgen würde.

In die Jahre 1803 und 1804 fallen einige kleinere und größere Ausflüge, welche Schiller machte. Sie würden den Dichter, wenn er es noch nicht gewußt hätte, vollkommen überzeugt haben, daß sein Name bereits bei allen Ständen ein Gegenstand der Bewunderung und Verehrung geworden sei. So wurde er in Erfurt veranlaßt, als Ehrengast unter 100 preußischen Offizieren zu tafeln; während eines längern Aufenthalts in Lauchstädt überhäufte ihn die deutsche Jugend mit Beweisen der Liebe und Begeisterung; in Berlin besonders, wohin er am 16. April 1804 mit seiner Familie reiste, fand er in allen Kreisen gleich warme Aufnahme und Auszeichnung. Aber die allgemeine Bewunderung rührte ihn weniger als die herzliche Theilnahme vieler der vorzüglichsten Menschen. Unter diesen fand er auch alte Bekannte wieder, darunter Iffland, Hufeland, Fichte. Iffland, der eigentlich die Reise nach Berlin veranlaßt, empfing ihn mit treubewahrter warmer Freundschaft; er hatte Alles vorbereitet, um den dramatischen Genuß so vollkommen als möglich zu machen und der Darstellung der „Braut von Messina", der „Jungfrau von Orléans" und des „Wallenstein" die möglichste Vollendung zu geben.

Schiller war nicht lange nach Weimar zurückgekehrt, als ihm ehrenvolle Anträge gemacht wurden, nach Berlin zu übersiedeln; er sollte jährlich 3000 Thaler Gehalt nebst freiem Gebrauche einer Hofequipage und einen Platz in der Akademie erhalten.

Aber Schiller folgte diesem Rufe nicht. Er hatte kein Vertrauen zu der längern Dauer seines Lebens; zudem konnte er sich des Gefühls der Dankbarkeit gegen den Herzog von Weimar, der ihm 400 Thaler zulegte, nicht entschlagen. Auch die Liebe zu Goethe und der Werth des Umgangs mit demselben sowie die Macht der gewohnten anspruchlosen Verhältnisse bestimmten unsern Dichter in Weimar zu bleiben.

Am 19. Juli 1804 zog Schiller mit seiner Frau, die ihrem Wochenbette entgegensah, und mit seiner Familie nach Jena. Bei einer Spazierfahrt durch das freundliche dornburger Thal hatte er, für die kühlen Abendstunden zu leicht gekleidet, sich erkältet; die heftigsten Schmerzen im Unterleibe quälten ihn mehre Tage. „Sein ganzer Zustand nach diesen wirklich unsaglichen Leiden wurde bedenklicher", erzählt Frau von Wolzogen. „Ob er gleich nach diesem Anfalle sich erholt zu haben schien und heiter war, so scheint doch eine große Schwäche davon zurückgeblieben zu sein. Während er in den obern Zimmern*) so bitter litt und sich ängstlich mit dem Gedanken an die Niederkunft seiner Frau beschäftigte, erfolgte diese leicht und glücklich und wir konnten ihm die neugeborene Tochter (Emilie) bringen, die er mit der lebhaftesten Freude empfing..."

Im August kehrte Schiller nach Weimar zurück.

Die „Huldigung der Künste" und die Uebersetzung der „Phädra" wurden im Laufe der nächsten Monate unter wech-

*) Sein Gartenhaus in Jena.

ſelnder Geſundheit vollendet; aber ſchon im Januar 1805 erkrankte der Dichter abermals ernſtlich; gleichzeitig mit ihm Goethe. Heinrich Voß, der ſeit Oſtern 1804 am Gymnaſium in Weimar Profeſſor war, that aufopfernde Wachdienſte bei Beiden. Schiller erhob ſich zuerſt. In Goethe's Studirzimmer feierten die Freunde ihr wehmüthig herzliches Wiederſehen und führten nach langer und ſtummer Umarmung erheiternde gehaltvolle Geſpräche.

Noch einmal ſchien es die Natur mit einer Beſſerung ernſtlich zu meinen; aber nur auf kurze Zeit.

Am 28. April war Schiller zum letzten male bei Hofe, am 29., als „Klara von Hoheneichen" geſpielt wurde, zum letzten male im Theater; unmittelbar vorher hatte das letzte Zuſammentreffen mit Goethe vor ſeiner Hausthür ſtatt...

Gern würde man hier die Feder weglegen und ſtumm den Schauer und Schmerz in die eigene Bruſt verſchließen, wenn es nicht geſagt ſein müßte: daß dieſer herrliche Mann, dieſer glänzende und edle Meiſter der Dichtung wenige Tage darauf nicht mehr unter den Lebenden war.

Schiller war ſchon aus dem Theater krank nach Hauſe gekommen. Am 1. Mai befiel ihn ein heftiges Fieber, doch blieb ſein Kopf noch ſechs Tage frei und „Demetrius" beſchäftigte ihn fortwährend. Am 8. Mai, dem Tage vor ſeinem Scheiden, wurde ihm „immer beſſer, immer heiterer"; er verlangte, man ſolle den Vorhang des Fenſters öffnen, er wolle die Sonne noch einmal ſehen; mit heiterm Blick ſchaute er in den ſchönen Abendſtrahl und die Natur empfing ſeinen Scheidegruß; am 9. früh trat Beſinnungsloſigkeit ein, die gegen 3 Uhr Nachmittags in vollkommene Schwäche überging; der Athem fing an zu ſtocken; noch einmal fühlte ſeine am Bette kniende Frau den Druck ſeiner Hand — es fuhr ein elektriſcher Schlag über ſeine Züge, dann ſank ſein Haupt zu-

rück und die vollkommenſte Ruhe verklärte ſein Antlitz; ſeine Züge waren die eines ſanft Schlafenden...

Zu dieſem Bilde des irdiſchen Hingangs wird man ſtets nur mit tiefer Wehmuth zurückkehren, und wie ſich Leidtragende vom Bette eines Entſchlummerten hierhin und dorthin entfernen, um ihrem wortloſen Schmerze nachzuhängen, ſo werden Tauſende im Vaterlande ſtets am 9. Mai ihrer Wehmuth um den großen Dichterliebling in der Stille beſonders nachhängen.

Aber ſo groß auch der Schmerz ſein mag über den irdiſchen Hingang Schiller's: größer iſt die Freude, daß er lebte und wirkte, größer iſt die Zuverſicht, daß er leben und fortwirken wird, ſolange noch Herzen lebendig ſchlagen und Geiſter erhabener Gedanken fähig ſind.

Nein, Schiller iſt nicht geſtorben: wie den Jüngern, die nach Emaus gingen, der erhabenſte Meiſter erſchien und zwiſchen ihnen wandelte und ſie lehrte wie vor ſeinem Tode, ſo auch dürfen Zwei in Schiller's Geiſte, d. h. im Geiſte der Wahrheit und reinſten Begeiſterung beiſammen ſein und er iſt unter ihnen und lehret und erwärmt und erhebt ſie mit ſeinen Worten: — „die geſchrieben ſtehn".

Schiller's Bild des Lebens und nicht ſeines Todes ſoll es alſo ſein, das uns, indem wir dieſe Blätter ſchließen, beſonders lebhaft vor Augen trete. Und wo finden wir das beſte Bild des Verewigten? Wo anders als in der Schilderung jener herrlichen Frau, in deren verehrendem Gemüth das Bild des Dichters verklärt wieder auferſtand, nachdem derſelbe nicht mehr unter den Lebenden war.

„Eine große Geſinnung", heißt es in den Aufzeichnungen der Frau von Wolzogen, „wie das Bedürfniß eigener Selbſtachtung war unſerm Freunde angeboren: von der Wahrheit

konnte er nie weichen. Daß er durch dieſe hohe Sittlichkeit beſonders tief und allergreifend wirkte, iſt das reinſte Reſultat, das ſich junge Gemüther, die auf der Bahn der Dichtkunſt ihm nachzuwandeln ſtreben, aus der Betrachtung ſeines Genius ziehen können. Die Form war in Schiller immer nur ein Kleid der Seelenſchönheit. In allen Gegenden Deutſchlands tönen ſeine Lieder; allen Herzen iſt ſein Bild zugleich mit den Ideen und Gefühlen des ewig Guten und Wahren eingeprägt. Wie reich wurde das Leben mit ihm, Jeder, der ſeines Umgangs auch nur auf kurze Zeit genoß, fühlte ſich vom Zauber ſeines Geſprächs hingeriſſen, das immer ſchaffend und neue Ideen weckend und entwickelnd, zu hohen und zarten Lebensanſichten führte. Es war als redete er nur, um zu denken. Es freute ihn, ſich verſtanden zu fühlen; aber oft lieh er auch den Zuhörenden eine größere Kraft des Verſtehens, als ſie beſaßen. Er ſchaute den Menſchen gern ins Herz und hatte zarte Empfänglichkeit für Freude und Schmerz, die es bewegten. Das Kantiſche Moralgeſetz, jeden Menſchen als Zweck, nie als Mittel zu betrachten, war der Ausſpruch ſeiner eigenen Natur. Mild begegnete er jedem rein menſchlichen Gefühle, das in ſeine Sphäre drang. Jede Exiſtenz, die ſich nicht mit falſcher Anmaßung kundthat, nahm er freundlich auf. Wahre Leiden ſuchte er hülfreich, wie er's vermochte, zu heben und zu mildern. Er pflog gern Umgang mit Menſchen aus allen Claſſen. Ein kaltes Abſtoßen, ein Entfernen Anderer aus ſeiner höhern Bildungsſphäre ward nie bei ihm verſpürt. Angenommene conventionelle Würde war ihm ganz fremd. Geiſt und Wohlwollen, da wo ihm nicht entſchiedener böſer Wille entgegentrat, erfüllten, wie Licht und Wärme, ſeinen Kreis. Die Eigenheiten in jeder Menſchennatur beobachtete er gern; Alles, was Charakter andeutete, zog ihn an und mit Luſt griff er Züge in der Natur auf für ſeine Dich

tungen. Seelenlose Formen der Geselligkeit, gebundenes Weltgespräch, Pedanterie, falsche Ansprüche in jedem Sinne waren ihm unerträglich; er entfloh solcher Unterhaltung, sobald er's vermochte. Wahrheit und Herz im ungeschminkten Ausdruck der Natur zogen ihn immer an; sie sind der Gehalt schöner Formen, der Lebensquell des Umgangs; ihrer bedurfte er, um sich behaglich zu fühlen. Nie hat Schiller schonungslos ein Verhältniß der Freundschaft und Liebe zerrissen; Vertraulichkeit, auch wenn sie aufgehört hatte, blieb ihm heilig. War er von dem Unwerth oder dem bösen Willen eines Bekannten überzeugt, so brach er den Umgang nach offener Erklärung ab. Kein literarisches Verhältniß ging ihm über ein menschliches. War er einmal zu einer ungerechten leidenschaftlichen Aeußerung über seine Freunde hingerissen worden, so kehrte er bald und wärmer zu ihnen zurück. Sich, wo er liebte, im vollkommenen Vertrauen zu erschließen und hinzugeben, war Bedürfniß seines Herzens. Das Leben schien ihm öde, wenn dieses ungestillt blieb. Schiller glaubte, wie Plato, an eine Liebe, der das Alter nichts rauben kann. Das Geistig-Schöne sprach immer mächtig seinen innern Sinn an und in der Liebe ging ihm die Idee der Unsterblichkeit auf. Daß Schiller immer auf sich selbst stehen, daß er seine äußere Lage sich selbst bilden mußte, hat vielleicht auch dem Genius in ihm seine Eigenthümlichkeit bewahrt und ihm Selbständigkeit gegeben. Hätte er, wie andere Dramatiker, in der Atmosphäre und Gunst eines mächtigen Beschützers und Versorgers gelebt, wer kann entscheiden, ob nicht Dankbarkeit und Liebe den freien Schwung seines Geistes gehemmt hätten? Wie anders würde Calderon gedichtet haben, hätte er nicht am spanischen Hofe gelebt! So stand Schiller allein in der Welt, nur auf den Laut der großen Natur in seinem Innern horchend..."

Wie ein volltönendes Zeugniß für die Richtigkeit dieser

Schilderung klingen Goethe's Worte: „Das war ein rechter Menſch und ſo ſollte man auch ſein — —

Hinter ihm in weſenloſem Scheine
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine!"

Und ſo wollen auch wir ſein Bildniß feſthalten, ſo trete es am Sterbetage Schiller's ſtets aus den Wolken der allgemeinen Trauer herrlich und verklärt hervor, um zu erheben, zur Nacheiferung in Leben und Schaffen anzuleiten!

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarische Anzeigen.

— Stuttgart, Verlag von **S. G. Liesching:** —

Schiller's Leben

in drei Büchern

von **Gustav Schwab.**

In zwei Formaten.

Zu der **Groß-Octav-** wie zu der **Duodez-Ausgabe** von Schiller's Werken passend.

Preis 1¾ Thlr. und 1⅓ Thlr.

Werth und Interesse dieser von der Hand eines stammverwandten Dichters mit Liebe entworfenen, vortrefflichen Lebensbeschreibung sind genugsam bekannt. Wir machen alle Käufer von **Schiller's Werken** darauf aufmerksam: sie bildet eine höchst angenehme Ergänzung zu denselben.

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Bei **Hansen & Comp.** in **Weimar** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ein Tag in Weimar.

Ein kurzgefaßter Fremdenführer

von **Ferd. Frhrn. von Biedenfeld.**

Mit einer Ansicht von Weimar.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Erinnerungen

eines weimarischen Veteranen

aus dem geselligen, literarischen und Theaterleben.

Nebst Originalmittheilungen über **Goethe, Schiller, Herder, Wieland, Fichte, Böttiger, Jean Paul, Johannes von Müller, Clemens Brentano, Zacharias Werner, Iffland, Haydn** ꝛc.

Von **Heinrich Schmidt.**

8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Zur Schiller-Literatur.

Friedrich Schiller
als Mensch, Geschichtschreiber, Denker und Dichter.

Ein gedrängter Commentar zu Schiller's sämmtlichen Werken.

Von **Karl Grün.**

12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schiller.
Eine biographische Schilderung
von **Johann Wilhelm Schäfer.**

8. 5 Ngr.

Schiller's Beerdigung
und die Aufsuchung und Beisetzung seiner Gebeine.
(1805, 1826, 1827.)

Nach Actenstücken und authentischen Mittheilungen aus dem Nachlasse des Hofraths und ehemaligen Bürgermeisters von Weimar C. L. Schwabe.

Von **Julius Schwabe.**

12. 21 Ngr.

Briefe von Schiller's Gattin
an einen vertrauten Freund.

Herausgegeben von **Heinrich Düntzer.**

8. Geheftet 2 Thlr. 20 Ngr. Gebunden 3 Thlr. 6 Ngr.

Der Werth und Reiz dieser in den Jahren 1788—1824 von **Schiller's Gattin** an **Knebel** gerichteten Briefe beruht nicht sowol auf der freilich nicht gering anzuschlagenden Aufklärung, welche sie über die Verhältnisse des weimarer Hof- und Dichterlebens bieten, als auf dem reichen, allgemein anziehenden, die verschiedenartigsten Beziehungen berührenden Inhalte derselben: sie haben weniger ein literarhistorisches als ein menschliches Interesse und sind besonders den deutschen Frauen zu empfehlen. **Charlotte von Lengefeld** tritt uns in diesen Briefen nicht nur als die des großen Dichters würdige, ganz nach seinem Geiste gebildete Gattin entgegen, sondern auch — wie der Herausgeber, Prof. **Heinrich Düntzer**, sich ausdrückt — als »eine der edelsten Frauengestalten unsers Volks«.

Zur Goethe-Literatur.

Gespräche mit Goethe

in den letzten Jahren seines Lebens.

1823—32.

Von **Johann Peter Eckermann.**

Erster und zweiter Theil. Zweite, mit einem Register versehene Ausgabe. 8. 4 Thaler.

Eckermann's, des langjährigen Freundes Goethe's, „Gespräche mit Goethe", in fast alle europäische Sprachen übersetzt, bilden anerkanntermaßen einen der wichtigsten und unentbehrlichsten Beiträge zur Kenntniß von Goethe's innerem Leben.

Goethe

aus näherm persönlichen Umgange dargestellt

von **Johannes Falk.**

Ein nachgelassenes Werk.

Dritte unveränderte Auflage. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ein Werk, das alle Verehrer Goethe's geleien haben sollten.

Briefwechsel

zwischen

Goethe und Knebel.

(1774—1832.)

Zwei Theile. 8. 4 Thlr. 12 Ngr.

Dieser von **G. E. Guhrauer** herausgegebene **Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel** zeichnet sich nicht allein durch die ungewöhnliche, über ein halbes Jahrhundert umfassende Dauer aus, sondern auch durch die darin herrschende Vertraulichkeit zwischen dem großen Meister und seinem alten weimarischen „Urfreunde", wie Goethe Knebel einmal nennt, welchem er die erste so erfolgreiche Bekanntschaft mit dem Sachsen-Weimarschen Fürstenhause verdankte. Goethe's äußeres wie inneres Leben, von der stürmischen Wertherepoche bis herab zu der milden und erhabenen Contemplation des Greises, rollt hier stufenmäßig vor unserm Blick sich auf; ein ebenso treuer Spiegel seines Privatlebens wie der Eindrücke, den die großen Weltbegebenheiten seit der Französischen Revolution auf des Dichters Geist und Gemüth machten; eine neue reiche Quelle nicht blos für literarische Ausbeute, sondern ebenso sehr für den unmittelbaren lebendigen Genuß jedes Gebildeten in Deutschland und aller Orten, wohin Goethe's Name gedrungen ist; kurz eine neue überaus wichtige Bereicherung der Goethe-Literatur. Aber auch Knebel gibt hier in seinen vertraulichen Ergüssen sein Bestes, und insofern bildet diese Briefsammlung auch ein unentbehrliches Supplement zu Knebel's schon früher von **K. A. Varnhagen von Ense** und **Th. Mundt** herausgegebenen „Literarischen Nachlaß und Briefwechsel".

Geschichte der deutschen Poesie

nach ihren antiken Elementen.

Von Carl Leo Cholevius.

Zwei Theile.

Erster Theil. Von der christlich-römischen Cultur des Mittelalters bis zu Wieland's französischer Gräcität.

Zweiter Theil. Von der Feststellung des classischen Ideals durch Winckelmann bis zur Auflösung des Antiken in der eklektischen Poesie der Gegenwart.

8. 5 Thlr. 10 Ngr.

Dieses mit dem soeben erschienenen zweiten Theile vollständig vorliegende Werk bildet einen höchst wichtigen Beitrag zur Geschichte der deutschen Poesie, der auch neben dem berühmten Werke von Gervinus seine eigenthümliche Bedeutung behaupten wird, da er dasselbe in vielen Punkten ergänzt und selbst thatsächlich berichtigt. Das Werk von Cholevius füllt eine empfindliche Lücke in der deutschen Literaturgeschichte aus, da die Geschichte der deutschen Poesie von dem Gesichtspunkte aus, den der Verfasser gewählt — der Einwirkung des antiken Elements auf dieselbe —, noch nie behandelt worden ist, obgleich es auf die Nothwendigkeit einer solchen Untersuchung hingewiesen wurde. Rosenkranz erklärt das Werk für eine höchst wichtige, mit dem größten Fleiß und feinem Geschmack ausgeführte literarische Arbeit, die ihrer Darstellung halber auch das größere Publicum fesseln werde. Auch sonst hat das Werk die günstigsten Beurtheilungen erfahren.

Brockhaus' Reise-Atlas.

Entworfen und gezeichnet von **Henry Lange.**

Hiervon sind erschienen:

Eisenbahn von Leipzig nach Dresden.
Plan von Leipzig (mit 10 Abbildungen).
Plan von Dresden (mit 10 Abbildungen).
Die Sächsische Schweiz (Mit 9 Abbildungen).
Eisenbahn von Leipzig nach Hof (mit 2 Abbildungen).
Eisenbahn von Hof nach Nürnberg (mit 6 Abbildungen).

Preis eines jeden Blatts 5 Ngr.

Weitere Karten und Stadtpläne werden in rascher Folge erscheinen.

Brockhaus'
Reise-Bibliothek

für

Eisenbahnen und Dampfschiffe.

Preis des Bändchens 10 Silbergroschen.

Verzeichniß von Schriftstellern,
welche Beiträge für die **Reise-Bibliothek** geliefert oder zugesagt haben.

Karl Andree.
Karl Gustav v. Berneck.
Adolf Bock.
Friedrich Bodenstedt.
Aurelio Buddeus.
Bernhard Cotta.
Marie Förster.
Friedrich Gerstäcker.
H. Girard.
Rudolf Gottschall.
W. Häring (Willibald Alexis).
Ferdinand Hochstetter.
Nikolaus Hocker.
J. E. Horn.
Siegfried Kapper.
Alexander Kaufmann.
Heinrich Koenig.
Friedrich Körner.
F. Gustav Kühne.
Max Kurnik.
Franz Löher.
Hermann Marggraff.
Hermann Masius.
Emil Müller.
Otto Müller.
Wolfgang Müller von Königswinter.
Heinrich Pröhle.
Josef Rank.
Adolf Schmidl.
Levin Schücking.
Ludwig Steub.
Ernst Willkomm.
Karl Winter.

Von der **Reise-Bibliothek** sind bereits folgende Bändchen erschienen:

Poetisches Reise-Album. Herausgegeben von **Josef Rank.**

Eine Eisenbahnfahrt durch Westfalen. Von **Levin Schücking.**

Wien in alter und neuer Zeit. Von **F. Gustav Kühne.**

Harzbilder. Sitten und Gebräuche aus dem Harze. Von **Heinrich Pröhle.**

Von Berlin nach Hamburg. Nebst Schildereien aus Lübeck und Hamburg. Von **Ernst Willkomm.**

Die Schlachten bei Leipzig. Kriegsgemälde von **Karl Gustav von Berneck.** Mit zwei Plänen.

Brüssel nach seiner Vergangenheit und Gegenwart. Von **J. E. Horn.**

Das Moselthal von Nancy bis Koblenz. Landschaft, Geschichte, Sage. Von **Nikolaus Pocker.**

Die Thüringische Eisenbahn. Von **Adolf Bock.**

Von Frankfurt a. M. nach Basel. Eisenbahnfahrt und Wanderungen im süddeutschen Rheinland. Von **Aurelio Buddeus.**

Briefe aus Südrußland während eines Aufenthalts in Podolien, Volhynien und der Ukraine. Von **Marie Förster.**

Reise-Pitaval. Auserlesene Criminalgeschichten, erzählt von **Willibald Alexis.**

Münchener Skizzenbuch. Von **Wolfgang Müller von Königswinter.**

Schillerhäuser. Von **Josef Rank.**

Auf den Schlesischen Eisenbahnen. Eine Fahrt von Breslau nach Ober-, Mittel- und Niederschlesien. Von **Max Kurnik.**

Prag, eine deutsche Stadt. Von **F. Gustav Kühne.**